

Ausgezeichnet!

*Nominierte und prämierte Abschlussarbeiten
an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften*



Band 2018/01

Melina Stevens

Subjekt – Identität – Anerkennung

Zu den Theorieproblemen bei der Integration
von Judith Butlers (Geschlechter-)Theorie
in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit

mit einem Vorwort von Franz Kasper Krönig

Technology
Arts Sciences
TH Köln

Melina Stevens:

Subjekt – Identität – Anerkennung. Zu den Theorieproblemen bei der Integration von Judith Butlers (Geschlechter-)Theorie in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit.

Band 2018/01 der Reihe „Ausgezeichnet!“

Nominierte und prämierte Abschlussarbeiten an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Köln

Herausgegeben durch Soziale Arbeit ^{Plus}, Redaktion: Christoph Gille

Bisher erschienen:

2017/01 Tanja Purucker: Von zu kurzen Röcken und anderen Märchen. Vergewaltigungsmythen: Hintergründe, Folgen und eine Möglichkeit der Intervention.

2017/02 Moritz Schumacher: Genderkompetente und interkulturelle Professionalität in der offenen Kinder- und Jugendarbeit – ein Handlungsilemma?

2017/03 Carolina Nawroth: Frühe Hilfen als Akteur im Präventionssystem. Ambivalenz zwischen Hilfe und Wächteramt.

2017/04 Alina Petrenko: Linguistische Analyse von Beratungsgesprächen in der Sozialen Arbeit. Entwicklung von Lösungskonzepten in der Wohnungslosenberatung.

2017/05 Monique Baader: Soziale Arbeit und Foucaults Analytik der Macht. Eine macht- und herrschaftskritische Auseinandersetzung mit der Sozialen Arbeit.

2017/06 Heike Fiebig: Schlüsselsituationen Sozialer Arbeit – Ein neuer Ansatz zur Relationierung von Theorie und Praxis?

2017/07 Anna Zill: Helfersyndrom und Soziale Arbeit. Eine empirische Studie unter Studierenden der TH Köln.

2017/08 Baptiste Egelhaaf: Apps für geflüchtete Menschen. Exemplarische Analyse.

Diese Arbeit wurde als Bachelorarbeit im Studiengang Soziale Arbeit an der Technischen Hochschule Köln im Sommersemester 2017 eingereicht. Sie wurde durch den Erstgutachter Prof. Dr. Franz Kasper Krönig und die Zweitgutachterin Prof. Dr. Andrea Platte betreut.

Die Thesis von Melina Stevens ist von der Jury der Initiative „Ausgezeichnet!“, bestehend aus Praktiker*innen, Hochschullehrenden und Studierenden, im Oktober 2017 als herausragende Abschlussarbeit prämiert worden.

Die Autorin können Sie kontaktieren unter: melina.stevens [at] gmx.net.

Abstract

Angesichts ihrer nicht unproblematischen Position an der Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft will und muss sich die Soziale Arbeit wesentlich als eine *kritische* verorten. Dabei erfolgt ihre Kritik oftmals in Form einer ‚*Kritik unter Berufung auf...*‘, d.h. mit Bezug auf eine relevante theoretische Strömung, einen politischen oder gesellschaftlichen Diskurs oder eine konkrete Theorie. So kritisiert die Soziale Arbeit die gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse insbesondere *unter Berufung auf* die kritisch-dekonstruktivistische (Geschlechter-)Theorie von Judith Butler. Will jene damit angestrebte Theorieintegration Butlers in den Diskurs und die Praxis Sozialer Arbeit tatsächlich gelingen und nicht lediglich in einer semantisch verkürzten, naiven und unterkomplexen Scheinkritik resultieren, ist es von unabdingbarer Bedeutung, sämtliche theoretischen Schnittmengen sowie ebenso vorhandene Divergenzen und deren Auflösungsmöglichkeiten zu identifizieren und entsprechend zu bearbeiten.

Dies ist Ziel der folgenden Arbeit: Anhand der jeweils vertretenen Subjekt-, Identitäts- und Anerkennungskonzepte, die sowohl in der Sozialen Arbeit als auch bei Judith Butler essentielle theoretische Grundpfeiler darstellen, wird Butlers Theorie ausgewählten Ansätzen der Sozialen Arbeit gegenübergestellt und mit jenen zu synthetisieren versucht, um schließlich zu prüfen, ob der Integration ihrer Theorie zu große konzeptuelle Hürden entgegenstehen oder ob sich dies als eine machbare Herausforderung darstellt. *Dass* und vor allem *wie* dies machbar ist, wird anhand von drei zentralen Syntheseversuchen aufgezeigt, die die hierfür notwendigen konzeptuellen ‚Umbauten‘ sowie die erforderlichen theoretischen Neuformulierungen sukzessive aufarbeiten.

Der Sozialen Arbeit wird im Zuge dessen eine aufmerksame und selbstkritische Eigenanalyse abverlangt, welche mit einigen aufwendigen theoriebezogenen Neuausrichtungen und auch Verwerfungen einhergeht, jedoch zur *tatsächlichen* Behebung der vorhandenen Theorieprobleme ein unverzichtbares Instrument darstellt. Nur auf diese Weise kann sich die Soziale Arbeit von Vorwürfen einer inkonsequenten und unvollständigen Theorieübernahme Butlers lossagen und ihr Attribut ‚*kritisch*‘ (weiterhin) adäquat verkörpern.

Vorwort

Insbesondere in der sozialpädagogisch orientierten Sozialen Arbeit ist die Rede von Subjekt, von Identität und von Anerkennung konstitutiv. Das trifft nicht nur auf die Wissenschaft der Sozialen Arbeit und die Erziehungswissenschaften zu, sondern gleichermaßen für die Semantiken der Sozialen Arbeit selbst, d. h. für die praxisnahen und konzeptionellen Selbstbeschreibungen des Feldes. Jemanden ‚als Subjekt‘ in seiner oder ihrer ‚Identität‘ ‚anzuerkennen‘ gilt in diesem Feld als Ausweis der ‚richtigen‘ Haltung von Sozialarbeiter*innen. Ob es sich dabei um mehr als eine wohlklingende Phrase handelt, muss von der Wissenschaft der Sozialen Arbeit, bzw. der Erziehungswissenschaft reflektiert werden. Kommt man hier nicht zu einem substantiellen Verständnis dieser Schlüsselbegriffe, bleiben entsprechende Aussagen ideologisch – auch in dem Sinne, dass sie Fragen der Art, ob Klient*innen und Fälle als solche überhaupt als Subjekte anerkannt werden können, unmöglich machen und dadurch eventuell bloß scheinbare, d. h. falsche Anerkennungspraxen ermöglichen.

Die grundlagentheoretische Problematisierung der Begriffe von Subjekt, Identität und Anerkennung durch Judith Butler (auch exemplarisch für andere post-, bzw. neostrukturalistische Ansätze) erzwingt eine ernsthafte, soll heißen: wissenschaftliche, Auseinandersetzung mit diesen Schlüsselbegriffen der Sozialen Arbeit. Hier werden derart grundsätzliche Einwände gegen eine affirmative oder pragmatische Verwendung dieser Begriffe gemacht, die nicht unbeantwortet bleiben können. Die sozusagen disziplinär fremde, im Grunde philosophische Kritik der eigenen Schlüsselbegriffe ist allerdings nicht die einzige Schnittstelle von Sozialer Arbeit und der Theorie Butlers. Es ist v. a. die thematische Verknüpfung von Geschlecht, Gender und Macht mit den Begriffen Subjekt, Identität und Anerkennung, die die Soziale Arbeit durch die Einführung der Butler'schen Geschlechtertheorie in sich selbst einführt.

An dieser Stelle setzt die Arbeit von Melina Stevens an: Wie verhält sich die Begriffstrias Subjekt-Identität-Anerkennung der Sozialen Arbeit zu der der Butler'schen Geschlechtertheorie? Sind sie kompatibel, möglicherweise anschlussfähig oder vermittelbar? Ist, andernfalls, die Einführung der Geschlechtertheorie in die Soziale Arbeit nur auf Kosten von theoretischer Inkonsistenz zu haben? Vieles spricht für letztere These. Ohne einen

affirmativen Subjekt- und Identitätsbegriff scheint sozialpädagogisch ausgerichtete Soziale Arbeit nicht möglich. Selbst wenn die Soziale Arbeit die Konstruiertheit und das diesen Konstruktionen Unterworfensein des Subjekts nachvollzöge – ist sie doch gezwungen, ein vorgängiges, diesen Konstruktionen und Zuschreibungen zugrundeliegendes Subjekt anzunehmen, eines Subjekts, das zugleich Träger und Medium von Subjekt- und Identitätsbildungsprozessen ist. Das Bewältigungs-, Emanzipations- und Adressatensubjekt ist jedenfalls notwendigerweise ein »zugrundeliegendes« und nicht bloß ein »unterworfenes« (beides mögliche Wortbedeutungen von *subiectum*), d. h. es unterscheidet sich von Zuschreibungen und Unterwerfungen – und gerade dieses Sich-Unterscheiden ist zugleich die Bedingung der Möglichkeit und die basale Form von (Selbst)Bildungsprozessen.

So arbeitet Melina Stevens entsprechend überzeugend heraus, dass gängige Subjektbegriffe der Sozialen Arbeit dem Subjektverständnis Judith Butlers unvermittelbar gegenüberstehen – das Gleiche gilt in der Konsequenz für Identitäts- und Anerkennungsbegriffe. Gleichwohl versucht die vorliegende Studie über die Feststellung dieses Sachverhalts hinauszukommen und trotz theoretischer Inkompatibilitäten die für die Soziale Arbeit unverzichtbare gendertheoretische Grundlegung sozusagen zu retten. Dass einzelne Theoreme und gendertheoretische sowie machtkritische Positionierungen der Geschlechtertheorie Butlers für die Soziale Arbeit pragmatisch sinnvoll und aus diesem Gesichtspunkt heraus integrierbar sind, wird dabei nachvollziehbar. Ein noch größeres Verdienst der Arbeit besteht in der sozialarbeitswissenschaftlich anschlussfähigen Formulierung der großen erkenntnistheoretischen Frage nach dem Subjekt. Gibt es doch eine Vermittlungsposition? Handelt es sich, andernfalls, um eine konstitutive Paradoxie der Sozialen Arbeit? Es wäre nicht die erste. Diese fundamentalen Fragen werden durch die Arbeit nicht nur gestellt, sondern in hervorragender Weise auf- und vorbereitet, weshalb diese Abschlussarbeit einen echten Forschungsbeitrag leistet.

Franz Kasper Krönig

Köln, im Februar 2018

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	3
2. Subjekt.....	6
2.1 Das Subjekt in der Sozialen Arbeit.....	6
2.1.1 Konzept der Lebensbewältigung nach Lothar Böhnisch.....	7
2.1.2 Subjektorientierung in der Jugendhilfe nach Albert Scherr.....	9
2.1.3 Das Subjekt als ‚Adresse‘ für Zuschreibungen – Zu den ‚AdressatInnen‘ der Sozialen Arbeit.....	11
2.2 Das Subjekt nach Judith Butler.....	14
2.2.1 Postsouveräne Subjekte und deren diskursive Hervorbringung.....	15
2.2.2 Repräsentation und Ausschließung.....	17
2.3 Syntheseversuch I: Kann die Soziale Arbeit mit Butler’schen Subjekten arbeiten?.....	19
3. Identität.....	23
3.1 Identität(en) in der Sozialen Arbeit.....	23
3.1.1 Identität – (k)ein Jugendthema mehr (lebenslange Identitätsarbeit).....	24
3.1.2 Identität als Passungsarbeit des Individuums in seine/ihre Umwelt.....	26
3.1.3 Postmoderne Identitäten.....	28
3.2 Identität nach Judith Butler.....	30
3.2.1 Intelligible Identitäten und gesellschaftlicher Diskurs.....	31
3.2.2 Dekonstruktion und subversives Spiel.....	34
3.3 Syntheseversuch II: Was passiert mit den Identitäten in der Sozialen Arbeit?.....	37
4. Anerkennung.....	42
4.1 Anerkennung in der Sozialen Arbeit.....	42
4.1.1 Anerkennung für eine gelungene Passungsarbeit des Individuums in die Gesellschaft.....	43
4.1.2 (Nicht-)Anerkennung und Handlungsfähigkeit.....	46
4.2 Anerkennung nach Judith Butler.....	48
4.2.1 Ein- und Ausschließung lebbarer Identitäten (Intelligibilität von Lebensweisen).....	49

4.2.2	Anerkennung und subversive Wiederholungen.....	51
4.3	Syntheseversuch III: Ist Anerkennung in und durch die Soziale Arbeit im Butler'schen Sinne noch möglich und wenn ja, wie?	53
5.	Fazit und Ausblick: Die Integration von Butlers (Geschlechter-)Theorie - eine unauflösbare Aporie oder machbare Herausforderung?	58
	Literaturverzeichnis.....	61

1. Einleitung

„*Gender matters*“ (Plößer/Sabla 2013, S. 7, Herv. im Original). Dass Geschlecht als konstruierte und konstruierende Kategorie stets kritisch und reflexiv ‚mitzudenken‘ ist, ist insbesondere dem Einzug feministischer Theorien und einer daraus hervorgehenden steigenden Anzahl an entsprechender Fachliteratur zu verdanken, die einer Neustrukturierung der professionellen Praxis im Sinne einer *geschlechtersensiblen Sozialen Arbeit* den Weg bereitet haben (vgl. ebd. sowie Ehlert/Funk/Stecklina 2011, S. 11 f.). Heute ist die Soziale Arbeit mit dem Genderdiskurs untrennbar verbunden (vgl. Plößer/Sabla 2013, S. 7). In besonderem Maße mitverantwortlich für das wachsende Bedürfnis einer kritischen Hinterfragung bestehender Geschlechterrollen und intrageschlechtlicher Hierarchien ist die Veröffentlichung von Judith Butlers kritisch-dekonstruktivistischer (Geschlechter-)Theorie¹ (vgl. v.a. „Das Unbehagen der Geschlechter“ 1991, „Körper von Gewicht“ 1997 sowie „Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen“ 2009), die auch in der Sozialen Arbeit rege rezipiert wird. Mittlerweile besteht an der diskursiven Hervorbringung ebenjener Geschlechterverhältnisse als gesellschaftliche ‚Produkte‘ (weitestgehend) kein Zweifel mehr (vgl. Plößer/Sabla 2013, S. 7). Dennoch gibt es einige grundlegende theoretische Divergenzen, die sich auftun und die ebenfalls ‚mitzudenken‘ sind, will die Soziale Arbeit Butlers Theorie nicht unreflektiert und das bedeutet *inkonsequent* (weil bloß semantisch) in ihr Feld aufnehmen:

Diese Divergenzen oder Theorieprobleme, die sich bei einer Integration von Butlers (Geschlechter-)Theorie in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit offenbaren, liegen in den je unterschiedlichen Subjekt-, Identitäts- und Anerkennungskonzepten, welche jeweils eine konstitutive Bedeutung für sowohl den Gender- als auch den Diskurs der Sozialen Arbeit haben. Deshalb ist es zentrales Thema und Ziel dieser Arbeit herauszufiltern, ob sich diese konzeptuellen Unterschiede als machbare, d.h. produktiv nutzbare Herausforderung oder aber als unauflösbare Aporie entpuppen. Um diese Aufgabe möglichst strukturiert und systematisch angehen zu können, ist es erforderlich, jedes einzelne der drei Konzepte zunächst separat in seiner jeweiligen theoretischen Ausgestaltung sowohl im Diskurs der Sozialen Arbeit als auch in Butlers (Geschlechter-)Theorie zu untersuchen, um anschließend einen Syntheseversuch beider Perspektiven vollziehen zu können. In der Realität sind diese

¹ Die Setzung der Klammer wird hier ganz bewusst vorgenommen, um die besondere Tragweite von Butlers Theorie nicht lediglich auf das Geschlecht zu verkürzen, sondern ihr ebenso macht- und gesellschaftskritisches Potential hervorzuheben und zu unterstreichen. Aus demselben Grund der begrifflichen Weithaltung wird ihre Theorie deshalb auch nicht als (Gender-), sondern als dekonstruktivistische (*Geschlechter*-)Theorie bezeichnet. Dies beinhaltet dann auch ihre kritisch-dekonstruktivistische Betrachtung nicht nur des sozialen, sondern auch des biologischen Geschlechts sowie der dahinterliegenden gesellschaftlichen Normierungsprozesse (vgl. Butler 1991 sowie Rose 2011, S. 83 f.).

Konzepte allerdings eng miteinander verwoben und sollten in ihrer gegenseitigen Beeinflussung nicht unterschätzt werden.

Im Zuge der aber bewusst getrennt vollzogenen Analyse richtet sich der Blick zuerst auf den *Subjektbegriff* beider Diskurse (Kapitel 2): Das sozialarbeiterische resp. sozialpädagogische² Subjekt wird anhand von Böhnischs Konzept der Lebensbewältigung (siehe Böhnisch 1993, 2008, 2013 sowie 2016) sowie Scherrs Entwurf einer subjektorientierten Jugendarbeit (1997) exemplarisch aufgearbeitet und in einem weiteren Schritt als ‚AdressatIn‘ Sozialer Arbeit verortet. Diesem mit spezifischen Eigenschaften ausgestatteten und mit bestimmten äußeren (d.h. sozialen und gesellschaftlichen) Herausforderungen konfrontierten Subjekt wird ein Butler'sches Subjekt gegenübergestellt, welches jenseits dessen als gesellschaftlichen Kategorien *unterworfen* und (politisch) auf spezifische Weise repräsentiert oder aber ausgegrenzt verstanden wird (vgl. Butler 1991). Dabei ist zu fragen, ob und wie diese beiden Subjektverständnisse miteinander kompatibel sind bzw. ob die Soziale Arbeit mit Butler'schen Subjekten arbeiten *kann*.

Wie wird in diesem Zusammenhang und auf Basis des jeweiligen Subjektverständnisses *Identität* (Kapitel 3) gedacht? Auf Seiten der Sozialen Arbeit wird diese als lebenslange und vor allem unsichere Aufgabe, mithin als individuelle und „permanente Passungsarbeit“ (Keupp et al. 2002, S. 30) in die soziale Umwelt verstanden (vgl. ebd.). Im Kontext der Postmoderne kann diese *Identitätsaufgabe* also vielmehr als *Identitätsherausforderung* gedeutet werden (vgl. ebd., S. 197). Diesem stark subjektorientierten Identitätsverständnis stellt Butler eines entgegen, welches die diskursive Hervorbringung und den gesellschaftlich definierten Bereich an lebbar oder nicht lebbar Identitäten grundsätzlich kritisch hinterfragt (vgl. Butler 1991 sowie Butler 1997). Stattdessen fordert sie zur Unterwanderung und Dekonstruktion der oktroyierten Identitäten auf, um jener gesellschaftlichen Bezeichnungspraxis entgegenzutreten (vgl. ebd. sowie Butler 1991). Für die Soziale Arbeit wird dann zur Debatte stehen, ob sie Identität im Zuge einer möglichen Theorieintegration Butlers gänzlich neu denken oder vielleicht sogar verwerfen muss.

Ausgehend von den bis dahin erarbeiteten Subjekt- und Identitätskonzepten stellt sich dann die entscheidende Frage ihrer *Anerkennung* in und durch die Gesellschaft (Kapitel 4). Welches Anerkennungskonzept vertritt die Soziale Arbeit und - ausgehend von ihrem Subjekt- und Identitätsverständnis – *wofür genau* wird diese Anerkennung ‚verteilt‘? Und vielleicht noch viel wichtiger: Wofür nicht? Wie gelingt in diesem Kontext Handlungsfähigkeit? Demgegenüber wird sich dann zeigen, wie und wofür nach Judith Butler Anerkennung im alltägli-

² Der im Folgenden verwendete Begriff der Sozialen Arbeit umfasst sowohl deren sozialpädagogische als auch sozialarbeiterische/karitative Anteile in Theorie und Praxis (für weiterführende Informationen zum Verhältnis von Sozialarbeit und Sozialpädagogik siehe Böhnisch 2008, S. 13-30).

chen gesellschaftlichen Diskurs ‚verteilt‘ wird. Dabei ist von besonderem Interesse, mit welchem *Zweck* diese erfolgt und wie bisherige Anerkennungspraktiken aufgebrochen werden können (vgl. Butler 2009). Will sich die Soziale Arbeit theoretisch und praktisch auf Butlers Anerkennungskonzept beziehen, wird herauszuarbeiten sein, *ob* Anerkennung dann im eigentlichen Sinne überhaupt noch möglich ist und falls dem so ist, *wie*.

Nachdem diese drei Schritte des Konzeptvergleichs und dem Versuch ihrer Synthese erfolgt sind, wird in einem kurzen Fazit noch einmal zusammenfassend und ausblickend Bilanz gezogen in Hinsicht darauf, ob der Integration von Butlers (Geschlechter-)Theorie hierbei unauflösbare Widersprüche entgegenstehen oder ob sich diese als zu bewältigende theoretische Hürden herausstellen, die dann aber einer umfangreichen und kritisch-reflexiven Bewusstmachung sowie einer theoretischen und praktischen Bearbeitung bedürfen, um nicht einer rein semantischen Übernahme ihrer Theorie zu verfallen (Kapitel 5).

Um den formalen Rahmen dieser Arbeit nicht zu sprengen, wird und muss darauf verzichtet werden, die angeführten Theorien in ihrer konzeptuellen Fülle ausführlich zu rezipieren. Stattdessen werden die jeweiligen Inhalte größtenteils auf einer bereits reflexiven und kritisch-betrachtenden Ebene analysiert und in Hinsicht auf die (potentielle) Problemstellung „Subjekt – Identität – Anerkennung. Zu den Theorieproblemen bei der Integration von Judith Butlers (Geschlechter-)Theorie in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit“ diskutiert.

2. Subjekt³

Der Begriff ‚*Subjekt*‘ setzt den Einzelnen in eine Relation zur sozialen Wirklichkeit und sieht die Person als aktive Instanz der Erkenntnis und Praxis, die zielgerichtet auf die natürliche und soziale Umwelt einwirkt. Der Subjektbegriff transportiert also auch eine spezifisch normative Vorstellung von der Person: Sie setzt sich in ein gestaltendes Verhältnis zu ihrer Umwelt und ist nicht nur passives Produkt ihrer natürlichen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen (Keupp 2011, S. 633, Herv. im Original).

Doch erscheint das substantivische ‚Ich‘ als solches nur mittels einer Bezeichnungspraxis, die versucht, ihre eigene Wirkungsweise zu verstellen und ihre Effekte zu naturalisieren (Butler 1991, S. 212).

2. 1 Das Subjekt in der Sozialen Arbeit

Ob als ‚Bedürftige‘ (vgl. Böhnisch 1998, S. 20-26), „KlientInnen“ (Böhnisch/Schröer 2013, S. 19), NutzerInnen (vgl. Graßhoff 2013, S. 9), AkteurInnen (vgl. ebd.) oder „AdressatInnen“ (Thiersch 2013, S. 17) – Soziale Arbeit ist immer ‚Soziale Arbeit mit...‘, d.h. in erster Linie eine Tätigkeit *mit* und *am* Menschen (vgl. Böhnisch 2008, S. 27). Ihr Subjekt ist dabei in spezifische soziale und gesellschaftliche Kontexte eingebettet, in welchen es sich zu orientieren und einzurichten versucht (vgl. ebd., S. 29). Hierfür bedient es sich seiner individuellen Bewältigungsstrategien und Arten der Lebensführung (vgl. Plößer/Sabla 2013, S. 9). Verlaufen diese Weltaneignungsmodi problematisch oder führen zu Einschränkungen in der Subjektbildung, tritt die Soziale Arbeit auf den Plan und versucht, sich dieser Probleme anzunehmen sowie ihre Entstehungsweise, die Auswirkungen auf die ‚AdressatInnen‘⁴ als auch entsprechende Lösungsansätze (sozialarbeiterische Interventionskonzepte) hierfür herauszuarbeiten (vgl. ebd., S. 9 f. sowie Böhnisch 2008, S. 33 ff.). Dem Arbeitsauftrag der Sozialen Arbeit ist also immer ein bewältigungsbezogenes *Problem* ihrer Subjekte inhärent (vgl. ebd.).

Wie diese in lebensbezogenen Krisen befindlichen Subjekte in der Sozialen Arbeit gedacht werden und (laut dieser) verfasst sind, soll im Folgenden anhand von Böhnischs Konzept der Lebensbewältigung (siehe 1993, 2008, 2013 sowie 2016) sowie Scherrs subjektorientierter Jugendarbeit (1997) aufbereitet und einer kritischen Analyse unterzogen werden. Schließlich wird dieses Subjekt außerdem als ‚Zuschreibungsadresse‘ für bestimmte Eigenschaften ver-

³ Der Begriff des Subjekts wird in dieser Arbeit ausdrücklich *geschlechtsneutral* da abstrakt verstanden. Deshalb wird im Folgenden die Form des Neutrums verwendet (so tun dies bspw. auch Mecheril/Plößer 2012 sowie Bublitz 2005).

⁴ Der ‚AdressatInnen‘-Begriff wird in dieser Arbeit in Anführungszeichen gesetzt, um die kritische Distanz zu diesem aufzuzeigen (siehe hierzu Kapitel 2.1.3). Ausgenommen sind hierbei Zitate.

ortet, um aufzuzeigen, dass mit dem Titel „AdressatIn‘ Sozialer Arbeit‘ eine Art hilfebezogenes, kategoriengeleitetes Profil erstellt wird, welches genau beschreibt und erfasst, wie das sozialarbeiterische Subjekt ist und auch, wie es *nicht* ist (vgl. Thiersch 2013, S. 17-32).

2.1.1 Konzept der Lebensbewältigung nach Lothar Böhnisch

Lothar Böhnisch, einer der zentralen Theoretiker der Sozialen Arbeit und der Sozialpädagogik, versteht die Soziale Arbeit in ihrem Tun und aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte⁵ als „*gesellschaftliche Reaktion auf die Bewältigungstatsache*“ (Böhnisch 2008, S. 27, Herv. im Original). Diese Bewältigungstatsache muss vom Subjekt individuell gemeistert werden und ist dabei in ihren Auswirkungen auf sozial desintegrative, pluralisierende und entbettende Tendenzen zurückzuführen, die die Gesellschaft im Prozess der Individualisierung mit sich bringt (vgl. ebd., S. 31). Dabei bezieht sich Böhnisch in der gesellschaftlich-kontextuellen Verortung seiner Theorie vor allem auf Becks Theorie zur „Risikogesellschaft“ (1986) und den von ihm skizzierten, dreifach konstituierten Prozess der Individualisierung: Dieser ist gekennzeichnet durch eine

Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und –bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge („Freisetzungsdimension“), [den] *Verlust von traditionellen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen („Entzauberungsdimension“) und ... eine *neue Art der sozialen Einbindung* („Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension“) (Beck 1986, S. 206, Herv. im Original).

Ansatzpunkt für die Soziale Arbeit ist dabei weniger, *was* mit den Subjekten im Prozess der Individualisierung äußerlich/objektiv betrachtet passiert, sondern vielmehr – und darin spiegelt sich der Kern des Bewältigungsbegriffs wieder – „*wie* sie in ihrem Verhalten und Bewußtsein damit *umgehen* [Herv. – M.S.]“ (ebd., S. 207 sowie vgl. Böhnisch 2008, S. 31). Um hier als Soziale Arbeit im Zuge des Konzepts der Lebensbewältigung überhaupt tätig werden zu können, erfordert es der dem Begriff inhärenten Orientierung an einem bewältigungsbezogenen *Problem* (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 7). Mit dem ausdrücklichen Subjektbezug dieses Konzepts schließt dies also neben dem gesellschaftlichen Fokus *vor allem* denjenigen auf die eingeschränkte oder gänzlich verloren gegangene Handlungsfähigkeit des Subjekts mit ein (vgl. Böhnisch 2008, S. 33 sowie Böhnisch 2016, S. 20 f.). Das sozialarbeiterische und ‚gestrauchelte‘ Subjekt versteht Böhnisch dabei als eines, welches in all seinem Tun nach sozialer Integration und Anerkennung (siehe hierzu Kapitel 4) strebt - also ohne Gesellschaft nicht sein kann, welchem aber zur Bewältigung bestimmter auftretender Leben-

⁵ Aus Platzgründen muss hier auf eine Darlegung der geschichtlichen Entstehung der Sozialen Arbeit verzichtet werden (für mehr Information hierüber siehe Böhnisch 2008, S. 14-18).

sereignisse⁶ die nötigen Ressourcen fehlen und ihm hierdurch die gewünschte gesellschaftliche Anerkennung verwehrt bleibt (vgl. Böhnisch 1993, S. 78 sowie Böhnisch/Schröer 2013, S. 53 ff.). Das bedeutet, dass die Soziale Arbeit, will sie denn auf *legitime Weise* tätig werden, auf ein in einer Problemsituation befindliches, momentan handlungsunfähiges, ergo hilfebedürftiges Subjekt regelrecht angewiesen ist (vgl. ebd., S. 7). Sie muss ‚ihr‘ Subjekt deshalb nach der obigen Logik denken bzw. konstruieren, da hierdurch ihr professioneller Auftrag, der der Reintegration und Hilfe zur Bewältigung, überhaupt erst entstehen kann (vgl. Böhnisch 2008, S. 35): Als von der Gesellschaft berufener personenbezogener (d.h. dann *subjektbezogener*) Dienst, ist die Bearbeitung der „neuen sozialen Risiken“ (ebd., S. 29 sowie vgl. Böhnisch 2016, S. 20 f.) die genuine, professionelle Aufgabe der Sozialen Arbeit. Diese muss dann folgerichtig individuell, d.h. *in der Person* des jeweiligen Subjekts erfolgen, um nicht einem ausschließlich gesellschaftsbezogenen Blick zu verfallen (vgl. Böhnisch 2008, S. 32). Andernfalls wären die sozialarbeiterischen „Hilfen zur Lebensbewältigung“ (ebd., S. 33) nichts anderes als Normalisierung, Etikettierung und soziale Kontrolle – eine Rückkehr zu einem Ruf, den die Soziale Arbeit seit den 70er-Jahren mühsam und mittels breiter Reformbewegungen abzustreifen versucht (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 55). Ob hier allerdings tatsächlich konzeptuelle Veränderungen erfolgt sind oder ob das Normalisierungstheorem abgeschwächt oder semantisch umformuliert als Thematisierung von ‚Andersheit‘ (vgl. Plößer 2013, S. 199 ff.) weiterhin wirksam ist, wird an späterer Stelle (siehe Kapitel 2.3) noch zu diskutieren sein.

Dennoch herrscht in der Sozialen Arbeit genereller Konsens darüber, dass ein vollständiger ‚Abschied‘ von einem kategorisierten, mit spezifischen Eigenschaften ausgestatteten und in bestimmten zu bewältigenden Lebenslagen befindlichen Subjekt für die professionelle Praxis nicht gestalt-, handhab- oder auch nur ansatzweise denkbar wäre (vgl. Böhnisch 2016, S. 20 f.). Auch das ‚Böhnische‘ Subjekt *ist* all die oben genannten Eigenschaften und Merkmale bzw. trägt diese als (bearbeitbare) Bestandteile seines Wesens in sich (vgl. ebd.). Denn mit was hätte es die Soziale Arbeit dann noch zu tun, wenn nicht mit Individuen, die der Hilfe in Bezug auf ihre Lebensbewältigung und die als gesellschaftliche Wesen der sozialen Anerkennung ihrer Selbst(e) bedürfen? Was ist der konkrete Gegenstand einer Sozialen Arbeit „vom Menschen her“ (Böhnisch 2008, S. 32), wenn nicht der Mensch, das Subjekt selbst? Der Sozialen Arbeit, und hier insbesondere dem Böhnischen Subjektverständnis, würde vermutlich jede ontologische Grundlage entgleiten, wenn es keine – wohlbemerkt differenzkonstruierenden – Möglichkeiten zur Adressierung (siehe auch Kapitel 2.1.3) der Subjekte *als* solche Subjekte mehr gäbe. Im Zentrum des anstehenden Versuchs der Zusammenfüh-

⁶ Hierfür können die Subjekte auch zu „antisoziale[m] oder selbstdestruktive[m] Verhalten“ (Böhnisch/Schröer 2013, S. 54) greifen im Sinne einer irgendwie zu erlangenden gesellschaftlichen Sichtbarkeit.

zung des Butler'schen Subjektverständnisses mit dem der Sozialen Arbeit stehen also alles entscheidende Legitimitätsfragen in Bezug auf sozialarbeiterische Interventionen, deren integrative Zielsetzungen und den entsprechend vollzogenen ‚Subjekt-Anrufungen‘.

2.1.2 Subjektorientierung in der Jugendhilfe nach Albert Scherr

Ein weiterer Theoretiker, welchem eine tragende Bedeutung im Diskurs der Sozialen Arbeit zukommt, ist Albert Scherr. In seinen Darlegungen zu einer subjektorientierten Jugendarbeit (1997) ist es eines seiner zentralen Anliegen, die Jugendarbeit trotz ihres widersprüchlichen gesellschaftlichen Auftrags und den damit einhergehenden Anforderungen⁷ als eine *emanzipatorische* zu verorten (vgl. Scherr 1997, S. 11-16). Aufgrund der erschwerenden Bedingungen in einer postmodernen Gegenwartsgesellschaft (siehe hierzu auch Kapitel 3.1.3 sowie vgl. Scherr 2009, S. 85 ff.), die die Einzelnen auf die oft problematisch verlaufende Bewältigung bestimmter Lebensereignisse zurückwirft, ist Jugendarbeit aber oftmals eher als problemorientierte Krisenintervention (also ganz im Sinne von Böhnischs Ansatz zur Lebensbewältigung) und weniger als emanzipations- und selbstbestimmungsförderliche Praxis gefordert (vgl. Scherr 1997, S. 16 f.). Es braucht also eine entlang dieser besonderen Bedingungen modifizierte Emanzipationsidee, die auf die veränderte sozialarbeiterische Realität zu reagieren vermag, will sie sich denn aus einem reinen Bewältigungsmandat herausmanövrieren (vgl. ebd.): Diese ‚neue Erzählung‘ von Emanzipation fußt auf einem Subjektverständnis, welches einerseits davon ausgeht, dass jedes menschliche Individuum sich als selbstbestimmungsfähiges, selbstbewusstes und sozial anerkanntes Subjekt begreifen will und welches außerdem bzw. *gerade deshalb* dazu fähig ist, eine eigene Widerständigkeit gegen gesellschaftliche Zwänge zu entwickeln – gleichwohl der Tatsache, dass es andererseits als *soziales Subjekt* unweigerlich Teil dieser Gesellschaft ist (vgl. ebd., S. 23 sowie S. 49).

Angestrebt wird [somit] eine Stärkung der selbstbewußten und selbstbestimmten Handlungsfähigkeit in den vorgefundenen gesellschaftlichen Strukturen Im Kontext der Jugendarbeit sind Einrichtungen und Angebote folglich so zu gestalten, daß diese die Bildung mündiger und selbstbewußter Individuen fördern und unterstützen (ebd., S. 23).

Jene gesellschaftlichen Strukturen fungieren hierbei als emanzipatorisches Hemmnis und Substrat zugleich: Denn die identitäts- und lebenslaufbezogene Selbstbestimmung des Subjekts ist gesellschaftlich sowohl gefordert als auch strukturbedingt unterdrückt, was die be-

⁷ Dieser Widerspruch ergibt sich aus der gesellschaftlich geforderten, möglichst ganzheitlichen (d.h. eine den Ansprüchen von Gesellschaft, Markt und Ökonomie genügenden) Integration der Jugend in die gesellschaftlichen Verhältnisse bei gleichzeitigem Verlust entsprechender Richtwerte (vgl. Scherr 1997, S. 11-16).

sondere Problematik, Eigenheit und innere Widersprüchlichkeit des postmodernen Subjekts und seiner Gratwanderung zwischen (Schein-)Autonomie und Abhängigkeit ausmacht (vgl. ebd., S. 27 f. sowie S. 50).

Wie löst Scherr diese offensichtliche Janusköpfigkeit der Verhältnisse auf, in denen eine subjektorientierte Jugendarbeit aus ‚ihren‘ Subjekten „selbstbestimmungsfähige Einzelne“ (ebd., S. 46) bilden und fördern will? Hierfür muss die obige Emanzipationsidee eine sozial bedingte, intersubjektive Einschränkung beinhalten: Das will heißen, dass sozial eingebundene Subjekte aufgrund ebendieser sozialen Eingebundenheit notwendigerweise in ihrer subjektiven Entfaltung eingeschränkt werden *müssen*, da Gesellschaft im eigentlichen Sinne sonst nicht möglich, vielleicht sogar obsolet wäre; ihre Sozialstrukturen würden mithin zugunsten von Vereinzelung und subjektiv-isolierter Bedürfnisbefriedigung zerfallen (unabhängig von der Frage, ob es solche ‚Gesellschaften‘ überhaupt geben *kann*) (vgl. ebd., S. 47). In diesem Sinne geht es Scherr also weniger um die Freisetzung bzw. das Erreichen *vollständiger* Emanzipation ‚seiner‘ Subjekte, sondern vielmehr darum, „den Grad der vorgefundenen Abhängigkeit von und der Verstrickung in Macht- und Herrschaftsverhältnisse graduell zu verringern“ (ebd.). Ein Scherr’sches Subjekt ist also auf der einen Seite sozial eingebundenes Gesellschaftswesen mit entsprechend korrelierenden Abhängigkeiten, trägt aber auf der anderen Seite emanzipatorisches Potential in sich, welches durch entsprechende sozialarbeiterische Interventionen zur (partiellen) Entfaltung kommen kann (vgl. ebd.).

Eine nach Scherr skizzierte Jugendarbeit bzw. Soziale Arbeit braucht, so kann man sagen, ein nach Scherr skizziertes Subjekt (und umgekehrt): Insofern das Subjekt der Sozialen Arbeit nämlich Anlagen zum selbstbestimmungsfähigen Handeln und zum Bewusstsein seiner Selbst in sich trägt, diese Anlagen durch seine Sozialität aber in ihre Grenzen verwiesen werden (müssen), kann die Soziale Arbeit helfend, fördernd, entfaltend der Subjektbildung ihrer Subjekte beistehen und diese so weit ‚herauslocken‘, wie dies entlang deren gesellschaftlicher Einbindung möglich ist (vgl. ebd., S. 61 f.). So erzeugt die Soziale Arbeit durch ihre „mäeutische Praxis“ (ebd., S. 62) eine konkrete Abhängigkeit ihrer noch-nicht-entfalteten, d.h. noch *entfaltbaren* Subjekte, welche sich aufgrund ebendieser ‚Noch-Nicht-Konstitution‘ sogleich an diese wenden *müssen*, um trotz widriger Lebensumstände dennoch ‚Anlagenverwirklichung‘ betreiben zu können (vgl. ebd.). Insofern ist eine nicht vollends entfaltbare Emanzipation auch *konzeptlogisch* sinnvoll, da einerseits die Gesellschaft als Auftraggebende und sozial bindende Instanz erhalten werden kann (und es muss) und andererseits eine tatsächliche soziale Unabhängigkeit und Ablösung der Subjekte zum regelrechten *Gegenstandsverlust* Sozialer Arbeit führen würde (vgl. ebd., S. 49). Eine subjektorientierte Jugendarbeit speist sich also aus einer fast schon symbiotisch anmutenden, gegenseitigen

gen Abhängigkeit eines immer im Werden befindlichen Subjekts⁸ und einer nur durch dessen diesbezüglichen emanzipatorischen Förderbedarf legitim existenten Sozialen Arbeit bzw. Jugendarbeit (vgl. ebd., S. 62).

2.1.3 Das Subjekt als ‚Adresse‘ für Zuschreibungen – Zu den ‚AdressatInnen‘ der Sozialen Arbeit

Soziale Arbeit hat es, ob in advokatorischer, helfender, fürsorgerischer oder pädagogischer Funktion, immer mit Menschen in spezifischen Lebenslagen zu tun, welche ein Eingreifen der Sozialen Arbeit erforderlich machen (sollen) (vgl. Böhnisch 2008, S. 27). Um hieraus einen sozialarbeiterischen Auftrag generieren zu können und d.h. ihn *beschreibbar* zu machen, braucht es eine kategoriengeleitete Annäherung an den konkreten Auftragsgegenstand, also das sozialarbeiterische Subjekt, den Menschen (vgl. Thiersch 2013, S. 20-24). Wie eingangs in diesem Kapitel bereits dargelegt, wurde und wird dieses Subjekt auf verschiedene Weise bezeichnet – unter anderem als ‚AdressatIn‘ der Sozialen Arbeit (vgl. Graßhoff 2015, S. 7). Dieser Begriff ist in seiner Semantik besonders interessant: Anders als mit den Begriffen der ‚AkteurInnen‘, ‚KlientInnen‘ oder ‚NutzerInnen‘ werden die betreffenden Subjekte hier im Grunde „als *passive EmpfängerInnen*“ [Herv. – M.S.]“ (Scherr 2013, S. 230, Fn. 2) von Leistungen bezeichnet.

Zur Veranschaulichung der dem Begriff inhärenten Passivität sowie dessen eigentlicher Wortbedeutung soll folgendes Beispiel dienen: Als ‚Adressat‘ oder ‚Adressatin‘ im eigentlichen Sinne bezeichnet man bekanntlich jemanden, an den oder die etwas gesendet bzw. verschickt werden und der oder die diese Sendung empfangen soll. Dabei reicht es völlig aus, dass der- oder diejenige lediglich die gesendete Ware, z.B. einen Brief, *in Empfang nimmt*, d.h. in einem Zustand völliger Passivität – und das bedeutet auch ohne jegliche Möglichkeit einer Einflussnahme auf das Geschehen – diesen Vorgang ‚über sich ergehen lässt‘. Schickt Person X Person Y einen Brief, wird diese den Brief ohne eigenes Hinzutun erhalten und kann diesen Erhalt auch nicht umgehen. Natürlich könnte Person Y den Wohnort wechseln oder den Briefkasten fortan nicht mehr leeren, aber *erhalten* wird sie diesen Brief mit großer Wahrscheinlichkeit dennoch bzw. kann sie dessen Versendung nicht beeinflussen.

Was bedeutet dies übertragen auf die Soziale Arbeit und deren ‚AdressatInnen‘? Lässt die Soziale Arbeit, um in diesem Beispiel zu bleiben, diesen die Hilfe auf ähnliche Weise *zu- kommen*? Und wie lokalisiert sie ihre HilfeempfängerInnen? Für eine Adressierung müssen

⁸ Scherr bezeichnet die Subjektwerdung als „unabschließbare[n] Prozeß“ (Scherr 1997, S. 47).

ganz offensichtlich bestimmte Kriterien erfüllt sein: Die adressierende Instanz (der/die AbsenderIn sozusagen) muss ihrerseits festlegen, *wen* sie adressiert und hierfür braucht sie eine konkrete *Adresse*. Will die Soziale Arbeit eine spezifische ‚AdressatInnengruppe‘ *erreichen*, muss sie genaue Kenntnis über deren Eigenschaften, Lebenslagen und Probleme (als versinnbildlichte Adressangaben) haben, um überhaupt als Soziale Arbeit helfend tätig werden zu können. Deshalb *sind* die ‚AdressatInnen‘ Sozialer Arbeit „Menschen in kritischen Lebenskonstellationen“ (Böhnisch 2016, S. 11), deren Lebensführung und Verhalten in irgendeiner (problematischen) Weise anders ist (vgl. Kessl/Plößer 2010, S. 7 f.), deren gesellschaftliche Teilhabe und Handlungsfähigkeit durch ebendiese problematische Weise der Lebensführung begrenzt ist (vgl. Thiersch 2013, S. 20) und die folgerichtig der Sozialen Arbeit bedürfen, welche ihnen mittels integrativer Interventionen dazu verhelfen soll, „in Relation zur Gesamtbevölkerung weniger ‚anders‘ zu sein“ (Kessl/Plößer 2010, S. 8).

Diese notwendige ‚Andersheit‘ der ‚AdressatInnen‘, die sozialarbeiterische Interventionen überhaupt erst veranlassbar macht, bei oft gleichzeitiger Problematisierung des dahinterliegenden Normalisierungsauftrages offenbart eine altbekannte Auftragsambivalenz, die auch oder vielleicht *gerade* der ‚AdressatInnen‘-Begriff nicht aufzulösen vermag (vgl. ebd., S. 7 f.): Während bis in die 70er Jahre hinein „AdressatInnen ... gleichsam Objekte der Anpassungs- und Ordnungsbestrebungen der Gesellschaft [waren]“ (Thiersch 2013, S. 19) – hiermit geht die oben verdeutlichte Passivitätsidee von ‚AdressatInnen‘ besonders stark einher –, wird diesen nun ein *rechtlicher Anspruch* auf gesellschaftliche Partizipation zugesagt (vgl. ebd., S. 20). Allerdings und notwendigerweise beinhaltet dieses Recht auf Partizipation eine entsprechende Anpassung, oder mit Thiersch: „*Strukturierung* [Herv. – M.S.] [der] Lebensverhältnisse“ (ebd.) der ‚AdressatInnen‘, um diese zur gesellschaftlichen Partizipation befähigen zu können (vgl. ebd., S. 20). Zu fragen wäre hier in erster Linie, ob diese ‚partizipationsorientierten Anpassungen‘ sich wirklich grundlegend von dem oben genannten Normalisierungsauftrag unterscheiden oder ob hier vielmehr affirmative Umdeutungen zum Tragen kommen, die diese Widersprüche womöglich semantisch verdecken, aber jedenfalls in der Realität nicht auflösen können.

Für die hierbei adressierten Personen haben diese beiden wohlgemerkt verschiedenen möglichen Ursachen jedoch im Grunde dasselbe oder wenigstens ein sehr ähnliches Ergebnis: „Indem die Menschen sich nun in der Sozialen Arbeit vorfinden, müssen sie sich eingestehen, dass ihnen ihr Leben nicht gelungen ist“ (ebd., S. 26) und dass an diesem Umstand etwas geändert werden muss. Dieses ‚Sich-Vorfinden‘ in der Sozialen Arbeit, das Adressiert-Sein also, kann dabei auf sehr unterschiedliche Weise erfolgt sein: Ob in einer Fokussierung des Lebenslaufs bzw. der Lebensphasen der ‚AdressatInnen‘, deren Zugehörigkeit zu einer spezifischen Zielgruppe, in der die Mitglieder (angeblich) ähnliche Erfahrungen teilen oder aufgrund deren Befinden in einer spezifischen Lebenslage (vgl. Graßhoff 2015, S. 35 f.) –

jede dieser theoretischen Annäherungen an ihr Subjekt muss die Soziale Arbeit an spezifische, bearbeitbare Kategorien knüpfen („AdressatInnen“ sind...‘), um ihr Tun planen, strukturieren und vor allen Dingen *legitimieren* zu können (vgl. ebd.): Denn, wenn Soziale Arbeit dazu da ist, „Menschen in Not zu helfen“ (ebd., S. 7), braucht sie Beschreibungskriterien dafür, *was* als Not zu werten ist (dies umzäunt den Bereich der ‚AdressatInnen‘) und *wie* diese Not adäquat bearbeitet werden muss (dies umzäunt den Bereich an möglichen Interventionen und Methoden, also die ‚Adressierung‘ jener ‚AdressatInnen‘) (vgl. ebd., S. 7 f.). Dies bedarf, um noch einmal zum obigen Beispiel zurückzukommen, keiner konkreten Aktivität auf Seiten der nun kategorial erfassbaren bzw. im Zuge der Adressierung bereits erfassten ‚AdressatInnen‘, denn ihnen werden diese Eigenschaften (ohne ihr Zutun) *zugeschrieben*.

Die Soziale Arbeit hat hierbei zwar vielleicht erkannt, dass sie im Zuge der Bearbeitung von Differenzen und Problemen ihrer ‚AdressatInnen‘ diese als solche zugleich (mit)konstruiert (bzw. so vielleicht auch erst als *problematisch* markiert) und damit eine potentiell gefährliche Machtposition innehat (vgl. Kessl/Plößer 2010, S. 8). Allerdings muss sie sich angesichts der regen Verwendung des ‚AdressatInnen‘-Begriffs in der Fachliteratur (siehe bspw. Zander/Hartwig/Jansen 2006, Großhoff 2013 sowie 2015, Böhnisch 2016 und Sabla/Plößer 2013) auch dessen – in diesem Kontext – problematischer Bedeutung und der tiefgreifenden Ambivalenzen bewusst werden, die mit der Bezeichnung ihrer Subjekte als ‚AdressatInnen‘ einhergehen:

Sei es im oben diskutierten emanzipatorischen Subjektverständnis in Albert Scherrs Theorie zur subjektorientierten Jugendarbeit (1997), in Lothar Böhnischs Darlegungen zum Konzept der Lebensbewältigung (2016) oder in Empowerment- und Resilienz-Konzepten – die Soziale Arbeit strebt in ihren Interventionen stets die Herausbildung bzw. Wiedererlangung der anlagenartig vorhandenen Fähigkeiten ihrer Subjekte zur Selbstbestimmung, (begrenzten) Autonomie, Handlungsfähigkeit, Widerständigkeit und zum eigenständigen Bewältigen kritischer Lebensereignisse an (vgl. hierzu bspw. Scherr 1997 sowie Böhnisch 2008, 2013 und 2016). Bezeichnet sie diese allerdings als ihre ‚AdressatInnen‘, wird diesen im selben Moment ihr emanzipatorisches Potential wieder aberkannt oder verbleibt auf einer rein hypothetischen Ebene. Denn ‚Adressat‘ oder ‚Adressatin‘ zu sein, beinhaltet nach der obigen Logik stattdessen vielmehr, eine inaktive, empfangende, also vor allen Dingen *passive* Position einzunehmen (vgl. Scherr 2013, S. 230, Fn. 2). Die Soziale Arbeit als genuin am Menschen orientierte Arbeit (vgl. Böhnisch 2008, S. 32) würde ihren Subjekten den Subjektstatus⁹ als solchen geradezu *absprechen*, indem sie diese adressiert. Läuft dies den Interventionszielen der Sozialen Arbeit also nicht gänzlich zuwider? Soll das Subjekt als zwar kategorial erfass-

⁹ Gemeint ist hier ein Subjektverständnis im *sozialarbeiterischen* Sinne. Dieses kann sich von anderen Subjektkonzeptionen, wie beispielsweise dem von Judith Butler, inhaltlich stark unterscheiden.

tes, aber dennoch selbstbestimmtes und aktiv in der Welt agierendes Subjekt erhalten werden, und daran sollte die Soziale Arbeit nicht nur aus ethischen und legitimatorischen Gründen festhalten, muss dieses auch als ein solches gedacht, bezeichnet und angerufen werden.

2.2 Das Subjekt nach Judith Butler

Was versteht Judith Butler per definitionem unter einem Subjekt und wie ‚entsteht‘ dieses? Welche diskursiven Ein- und Ausschlussprozesse gehen damit einher? Was heißt es in der Folge, ein Subjekt *der* Sozialen Arbeit zu sein?

Anders als der generell affirmativ zu verortende Subjektbegriff der Sozialen Arbeit, welcher unter anderem bei Scherr und Böhnisch (s.o.) seine spezifische Ausgestaltung fand, verwendet Judith Butler den Begriff des Subjekts vielmehr in seiner *ursprünglichen* (d.h. lateinischen) Wortbedeutung und bezieht sich hierbei insbesondere auf Michel Foucaults machtheoretische Subjektkonzeption (vgl. Butler 1991, S. 16): Ein so konzipiertes Subjekt versteht Butler als gesellschaftlichen Machtstrukturen einerseits *unterworfen*, wird also durch diese reguliert und in seiner Lebensführung entscheidend beeinflusst, und wird aber andererseits durch ebenjene unterwerfende Machtstrukturen überhaupt erst als Subjekt *hervorgebracht* (vgl. ebd.): „Demnach wendet sich das Subjekt einer Macht zu, die es als solches erst einsetzt und repräsentiert. Seine Unterwerfung geschieht gleichzeitig mit seinem Entwurf als Subjekt“ (Bublitz 2005, S. 33).

Was es mit dieser spezifischen Weise der Hervorbringung auf sich hat, dass und wie dies dabei (ausschließlich) auf sprachlich-diskursiver Ebene geschieht und warum es sich bei den Butler’schen Subjekten um sogenannte „[p]ostsouveräne Subjekte“ (Villa 2008, S. 151) handelt, wird Inhalt der folgenden Ausführungen sein. Außerdem wird ein besonderer Fokus auf die Bedingungen gelegt, unter denen Subjekte entweder gesellschaftlich bzw. politisch repräsentiert oder aber von dieser Repräsentation ausgeschlossen werden (vgl. Butler 1991, S. 15-22). Hierzu werden immer wieder Rückschlüsse und Anwendungen von Butlers Darlegungen auf den Bereich der Sozialen Arbeit vollzogen sowie bereits erste mögliche Konsequenzen dessen erörtert. Dies wird schließlich für den daraufhin anstehenden Syntheseversuch (siehe Kapitel 2.3) hilfreich oder sogar entscheidend sein, indem hiermit Antworten auf die Frage herauszuarbeiten versucht werden, *ob* die Soziale Arbeit mit Butler’schen Subjekten arbeiten kann oder ob einer Vereinbarung beider Subjektverständnisse zu große Divergenzen entgegenstehen.

2.2.1 Postsouveräne Subjekte und deren diskursive Hervorbringung

Aus den obigen Ausführungen ist bereits die besondere zweifache Verwicklung des Subjekts mit den es einerseits hervorbringenden, also für seine soziale Existenz verantwortlichen, und es andererseits gleichzeitig in seiner Subjekthaftigkeit unterwerfenden Machtstrukturen deutlich geworden (vgl. Butler 1991, S. 16 sowie Bublitz 2005, S. 98). Butler versteht unter jenen Machtstrukturen, und dies macht insbesondere ihre diskurstheoretische und poststrukturalistische Ausrichtung aus, die Wirklichkeit und damit Macht generierenden *gesellschaftlichen Diskurse* (vgl. Villa 2008, S. 149 sowie Stäheli 2000, S. 64 f.). Insofern Sprache also Bedeutungen und Sinn produziert und sich die Menschen im Zuge kommunikativer Akte auf deren vorgefertigte Ordnungen als regulierende Normen beziehen müssen, sind Diskurse produktiv und können zu machtvollen Instrumenten der Intelligibilität werden (vgl. Plößer 2013, S. 202 sowie Villa 2008, S. 149): „Diskurse stecken also den Bereich des Denk- und Lebbaeren ab, indem andere Optionen nicht denk- oder lebbar *erscheinen* [Herv. – M.S.]“ (ebd.). Dadurch dass also bestimmte Benennungen erfolgen, bringen diese das benannte ‚Objekt‘ also zugleich in der sinnstiftenden Bedeutung als solches erst hervor und schließen damit alle anderen möglichen Bedeutungen aus (vgl. ebd.). Diese „Bezeichnungspraxis... versucht [dabei], ihre eigene Wirkungsweise zu verstellen und ihre Effekte zu naturalisieren“ (Butler 1991, S. 212), sodass die in der Welt errichteten Bedeutungen als unveränderliche Gegebenheiten erscheinen (vgl. ebd.).

Genauso verhält es sich mit den Anrufungen des Subjekts: Bereits ab der Geburt wird es unter anderem einem spezifischen Geschlecht zugeordnet (als eine Zuordnung von vielen), welches es dann zeitlebens *werden* muss und welches fortan alle anderen Formen geschlechtlicher Existenzweisen ausschließt (vgl. Butler 1997, S. 29) – „[d]ie Anrufung besitzt damit für das Subjekt einen normativen Aufforderungscharakter“ (Plößer 2013, S. 201 f.). Das Kind ist also angehalten, will es denn gesellschaftlich intelligibel sein, diese Anrufung anzunehmen, um damit überhaupt ein (u.a. geschlechtliches) Subjekt werden zu *können* (vgl. Butler 1997, S. 29). Eine solche Umwendung in Reaktion auf eine vorhergehende Anrufung ist also substantieller und unumgänglicher (z.T. aber unbewusster) Bestandteil des Prozesses der Subjektwerdung; diese kann sich folglich nicht außerhalb der unterwerfenden und machtvollen Bezeichnungspraxis gesellschaftlicher Diskurse vollziehen, welche das Subjekt zugleich auf ebenjene Anrufung reduziert (vgl. Villa 2008, S. 151 sowie Koller 2014, S. 24 und Geipel/Mecheril 2014, S. 39).

Die Normen des Leb- und Denkbaren werden dabei zwangsläufig immer wieder wiederholt, da die Subjekte nicht äußerlich in diese Diskurse eintreten und somit gänzlich Neues erschaffen oder in diese hineinragen können, sondern sich stets auf bereits Vorhandenes be-

ziehen *müssen* (vgl. Butler 1991, S. 217 sowie Villa 2008, S. 150). Dieses Sich-Wiederfinden in bereits existierenden und normativ vorstrukturierten Diskursen macht einen Abschied Butlers vom traditionell autonom und selbstbestimmt gedachten Subjekt erforderlich, welches aufgrund seiner diskursiven Hervorbringung und seiner grundsätzlichen Abhängigkeit von Intelligibilität verleihenden Anrufungen als ein nunmehr *postsouveränes* bezeichnet werden muss (vgl. ebd., S. 151 ff. sowie Butler 1991, S. 16 ff. und Geipel/Mecheril 2014, S. 37). Butler stellt hiermit also grundsätzlich in Frage, dass es ein *vordiskursives* bzw. *vorsprachliches* Subjekt gibt oder generell irgendetwas, was der Sprache vorangehen könnte, denn „sowohl unsere Erfahrung als auch unser Verständnis von den Dingen ist sprachlich konstituiert“ (Maihofer 1995, S. 47). So kann das Subjekt nicht außerhalb dieser Strukturen agieren, sondern hat ‚lediglich‘ die Möglichkeit, diese für seine Subjektwerdung affirmativ und performativ zu nutzen oder aber subversiv zu wiederholen (vgl. Schütte-Bäumner 2007, S. 246 f.). Auf Butlers Ausführungen zur Subversion wird aber an späterer Stelle noch genauer eingegangen (siehe Kapitel 3.2.2).

Was jedoch festzuhalten ist, ist die - im Vergleich zum sozialarbeiterischen Subjektverständnis – relativ ernüchternde Idee eines auf seine diskursive Erfassung harrenden und aus der bisher als wahr geglaubten „vorgesellschaftliche[n] Ontologie [seiner] Person[-]“ (Butler 1991, S. 18) herausgehobenen Subjekts als eine nunmehr ‚*sprachliche Konstruktion*‘ (vgl. ebd., S. 17 f.). Wie kann dieses Subjekt dennoch - wohlgemerkt innerhalb der gegebenen gesellschaftlichen Strukturen – handlungsfähig sein? In Bezug auf Gender deutet Butler diese wie folgt:

Man bestimmt die ‚eigene‘ Bedeutung von Gender nur in dem Maße, wie soziale Normen existieren, die diese Handlung, ein Gender für sich zu beanspruchen, unterstützen und ermöglichen. Man ist auf diese ‚Außenwelt‘ angewiesen, um Anspruch auf das erheben zu können, was einem gehört. Das Selbst muss auf diese Weise in Sozialität enteignet werden, um Besitz von sich ergreifen zu können (Butler 2009, S. 18).

Handlungsfähigkeit und so auch die Entscheidung für eine bestimmte Art der Lebensführung, geschieht also nicht vollends aus dem Subjekt selbst heraus, sondern bedarf einer Auseinandersetzung mit den sozialen Normen als deren normativer Bezugspunkt (vgl. ebd.). Butler geht dabei aber nicht in eine ‚Ent-Emanzipierung‘ des Subjekts über, sondern setzt dieses zu seinen Konstruktionen in ein *aktiv-reflektierendes* Verhältnis (vgl. Butler 1991, S. 209 f.). Dieses ist also trotz seiner sprachlichen Konstruiertheit nicht handlungs*unfähig* – nur lässt sich dies eben nicht auf ein vorsprachliches ‚Ich‘, sondern gerade auf die diskursiven Herstellungs- und Bezeichnungsprozesse sowie die darin enthaltenen Normen der Intelligibilität zurückführen, die ein Denken und Sprechen über ein solches ‚Ich‘ überhaupt erst ermöglichen (vgl. ebd., S. 211).

Für die Soziale Arbeit kann ein solches Subjektverständnis bedeuten, den Blick für vermeintliche Faktizitäten zu schärfen, die vermittels gesellschaftlicher Normierungs- und Bezeichnungsprozesse als unveränderbar, natürlich und vor allem *unhinterfragbar* dargestellt werden (vgl. Plößer 2013, S. 199). Dies insbesondere angesichts ihrer *eigenen*, zum Teil auch unbewussten Verwicklung in die gesellschaftlichen Bezeichnungspraktiken („AdressatInnen‘ sind...“) und der entsprechenden Gestaltung der sozialarbeiterischen Interventionen entlang spezifischer ‚Zielgruppen‘ oder ‚Bedarfe‘ (vgl. ebd., S. 200 f.). Welche Rolle nimmt also die Soziale Arbeit in der diskursiven Hervorbringung bestimmter (sozialarbeiterischer) Subjekte ein und welche anderen Lebensweisen schließt sie mit diesen Konstruktionen aus (vgl. Rose 2011, S. 84)? Wie schränken ihre Anrufungen die dadurch hervorgebrachten Subjekte ein; wie können diese weniger einschränkend gestaltet werden? Was bedeutet es für die Soziale Arbeit, sich auf Subjekte zu beziehen, die nach Butler und entgegen der eigenen Vorstellungen explizit *nicht vorsprachlich* konstituiert sind? Und vielleicht am wichtigsten: Welche entscheidenden neuen Anstöße sowohl im Diskurs als auch in der Praxis könnten sich aus einer Betrachtung der gesellschaftlichen Normen umgekehrt als *vorsubjektive* ergeben?

2.2.2 Repräsentation und Ausschließung

Um exemplarisch darzulegen, was Butler unter Repräsentation und auch unter Ausschließung, also der *Nicht*-Repräsentation von Subjekten in der Gesellschaft versteht, bezieht sie sich auf die Kategorie der ‚Frau‘ und die sie politisch repräsentierende Instanz des Feminismus und der feministischen Theorie (vgl. Butler 1991, S. 15-22). Dabei geht der Feminismus allzu selbstverständlich von der grundlegenden Einheit und Gemeinsamkeit der Gruppe ‚der Frauen‘ aus, wobei es aber im Grunde nie zu einer abschließenden, für tatsächlich *alle* Frauen geltenden Definition ‚der Frau‘ kommen sollte – und gleichzeitig auch nicht *kann* (vgl. ebd., S. 209 f.): Dies ist insbesondere deshalb nicht möglich, da ein Versuch der vollständigen Erfassung der Kategorie ‚Frau‘ deren innerer Vielfältigkeit und in diesem Sinne ‚Unbestimmbarkeit‘ nicht Rechnung tragen, schlimmer noch: die mit dem Definitionsversuch nicht erfassten Frauen regelrecht aus der Repräsentationspolitik *ausschließen* würde (vgl. ebd., S. 209). Für Butler haben solche Definitionsversuche also zum einen wenig Chance auf Erfolg, aber zum anderen auch wenig *Sinn*, da die damit einhergehenden Ausschließungen den angestrebten politischen Zweck regelrecht unterlaufen (vgl. Rose 2011, S. 83 f.). Dieses folglich zwangsläufige Einhergehen von Repräsentation und Ausschließung ist gemäß Butler auf deren sprachlich-diskursive und in diesem Sinne *produktive* Verfasstheit zurückzuführen (vgl. Butler 1991, S. 17): Indem der Feminismus nämlich vorgibt, ein Subjekt, also das der Frau,

zu repräsentieren, *konstruiert* er dieses zugleich erst als zu emanzipierendes, also noch repräsentationsbedürftiges Subjekt (vgl. ebd.):

Es genügt also nicht zu untersuchen, wie Frauen in Sprache und Politik *vollständiger* [Herv. – M.S.] repräsentiert werden können. Die feministische Kritik muß auch begreifen, wie die Kategorie ‚Frau(en)‘, das Subjekt des Feminismus, gerade durch jene Machtstrukturen hervorgebracht und eingeschränkt wird, mittels derer das Ziel der Emanzipation erreicht werden soll (ebd.).

Die Repräsentation durch den Feminismus umfasst also in der Folge ausschließlich diejenigen Frauen, die die zu repräsentierenden ‚Attribute‘ tatsächlich vorweisen können, während all jene Frauen, die nicht in diese spezifisch bezeichnete Gruppe ‚repräsentierbarer‘ Frauen des Feminismus fallen, von dieser Repräsentation ausgeschlossen bleiben (vgl. ebd., S. 20 f.):

Die Unterstellung, daß der Feminismus für ein Subjekt, das er selbst konstruiert, eine breitere Repräsentation erreichen kann, hat ironischerweise die Konsequenz, daß die feministischen Zielsetzungen zu scheitern drohen, weil sie sich weigern, der konstitutiven Macht ihrer eigenen Repräsentationsansprüche Rechnung zu tragen. (...) Indem der Feminismus [also] dem Anspruch der Repräsentationspolitik nachkommt, ein festes Subjekt zu artikulieren, sieht er sich selbst der Anklage einer groben Fehlrepräsentation ausgesetzt (ebd., S. 20).

Dies gilt allerdings nicht lediglich für den Feminismus. Der Fundamentalismus-Vorwurf¹⁰ mit- samt seines ‚Repräsentations-Ausschließungs-Paradoxons‘ gilt sämtlichen machtvollen und sinnproduzierenden gesellschaftlichen ‚Regimes‘, die (unbewusst) dort Konstruktionen betreiben, wo sie sich angeblich nur auf Gegebenes beziehen (vgl. ebd., S. 17 f. sowie S. 218) – so auch der Sozialen Arbeit. Im Zuge der Adressierung der ‚sozialarbeiterischen Subjekte‘ (siehe Kapitel 2.1.3) bringt die Soziale Arbeit ihre ‚AdressatInnen‘ als solche zugleich erst hervor, indem sie diesen spezifische Eigenschaften zuschreibt und sie diesen Kategorien als deren ‚Merkmale‘ *unterwirft* (vgl. ebd., S. 20 f.): Genauso, wie einem Kind bei der Geburt ein bestimmtes Geschlecht zugeordnet, es also als ein geschlechtsspezifisches Kind angerufen wird (vgl. Butler 1997, S. 29), werden auch die ‚AdressatInnen‘ der Sozialen Arbeit als ‚anders‘, ‚hilfebedürftig‘ und in irgendeiner Weise ‚problematisch‘ angerufen und so zu einem ‚repräsentierbaren Subjekt‘ der Sozialen Arbeit gemacht (vgl. Plößer 2013, S. 199 ff. sowie S. 208). Um diese Hilfe der Sozialen Arbeit dann tatsächlich zu erhalten, spricht als hilfebedürftiges Subjekt gesellschaftlich ‚sichtbar‘ zu werden, wenden sich die ‚werdenden ‚AdressatInnen‘ diesen Anrufungen zu, nehmen also den „intelligible[n] Titel“ (Villa 2008, S. 151) an. Dies ist insofern für die Soziale Arbeit relevant, als sie ihr Interesse und Anliegen an der Emanzipation (vgl. Scherr 1997), Handlungsfähigkeit und Bewältigungskraft (vgl. Böhnisch

¹⁰ Die Annahme eines vordiskursiven Subjekts im Sinne eines aus dem Naturzustand freiwillig in die Gesellschaft und deren Gesellschaftsvertrag eintretenden (also *vorgesetzlichen*) Subjekts, verfällt nach Butler „fundamentalistischen Fiktionen“ (Butler 1991, S. 18).

2008) ihrer Subjekte an deren ‚vor-sozialarbeiterischer‘ und das bedeutet *vordiskursiver Beschaffenheit*, also an ebenjener ‚fundamentalistischen Illusion‘ festmacht, die nach Butler zu den oben genannten machtvollen und aufzudeckenden Naturalisierungsprozessen führt (vgl. Plößer 2013, S. 209 f.). Ob und wie damit auf Seiten der Sozialen Arbeit umzugehen ist, soll Inhalt der folgenden Ausführungen sein.

2.3 Syntheseversuch I: Kann die Soziale Arbeit mit Butler’schen Subjekten arbeiten?

Nach der Darlegung und Analyse beider Subjektkonzepte stellt sich nun die Frage ihrer Kompatibilität und ob Butlers diskurstheoretisches und dekonstruktivistisches Subjektverständnis in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit integrierbar ist. Um dies beantworten zu können, ist es notwendig, die konzeptuellen ‚Grundvariablen‘, sprich die zentralen Eigenschaften des sozialarbeiterischen und des Butler’schen Subjekts einander gegenüberzustellen, auf ihre theoretische Schnittmenge hin zu überprüfen sowie ebenso die Möglichkeit der gegenseitigen begrifflichen Erweiterung in den Blick zu nehmen.

Obschon der Sozialen Arbeit in Bezug auf ihr Subjekt eine grundlegende Problemorientierung (vgl. Böhnisch/Schröder 2013, S. 7) notwendigerweise inhärent ist, um gemäß aktivierender und integrativer Handlungskonzepte (vgl. bspw. Böhnisch 2008 und 2016) oder emanzipierender Ansätze (vgl. hierzu Scherr 1997) einen sozialarbeiterischen Auftrag ‚erzeugen‘ und diesen kategorial beschreibbar machen zu können, ist der Begriff des Subjekts durchaus *affirmativ* besetzt: Diesem werden Fähigkeiten zur Bewältigung schwieriger Lebensereignisse (vgl. Böhnisch 2008, S. 33 ff.), zum selbstbestimmten Handeln und Bewegen in der Welt sowie zum Bewusstsein seiner Selbst (vgl. Scherr 1997, S. 45-50) zugeschrieben, welche es im Zuge der „mäeutische[n] Praxis“ (ebd., S. 62) Sozialer Arbeit (wieder-)herzustellen gilt. Dabei wird das Subjekt zwar als durch sozialarbeiterische Kategorien definiert, jedoch als ein diesen Beschreibungen und Interventionen *vorgängiges* Subjekt verstanden, auf wessen spezifische Problemlagen die Soziale Arbeit lediglich eine gesellschaftliche *Antwort* darstellt (vgl. Graßhoff 2015, S. 7 sowie Böhnisch 2008, S. 27).

Ganz im Gegensatz dazu ist das Subjekt nach Judith Butler den es hervorbringenden Normen und gesellschaftlichen Diskursen (worunter auch die Soziale Arbeit zu subsumieren wäre) regelrecht *unterworfen* und lediglich durch deren Intelligibilität verleihende ‚Titel‘ und Anrufungen gesellschaftlich *als* Subjekt existent und sichtbar (vgl. Bublitz 2005, S. 33 f. sowie Butler 1997, S. 29). Es ist den es einsetzenden Normen also nicht vorgängig, vielmehr sind diese *vorsubjektiv* konstituiert (vgl. Butler 1991, S. 16 f.). Butlers zunächst pejorativ anmutender Subjektbegriff fokussiert dabei insbesondere die unauflösliche Verwicklung und

Abhängigkeit des Subjekts in und von sinnproduzierenden Diskursen (vgl. ebd.): „Sprache wirkt also konstituierend, sie wird zur Bedingung der Möglichkeit des Subjekts, nicht zu seiner bloßen Ausdrucksform“ (Bublitz 2005, S. 35).

Die Soziale Arbeit hingegen würde die genau entgegengesetzte Subjektidee vertreten: Dieses versteht sie als ein zwar sozial eingebundenes, also durch gesellschaftliche Bezüge sowohl handlungsfähig als auch eingeschränkt, aber als ein diesen normativen Konstellationen gegenüber dennoch *präexistentes* Subjekt (vgl. Scherr 1997, S. 48 f.). Dieses tritt in die Gesellschaft als aktives Wesen ein, kann und muss sich in seiner Sozialität auf deren Normen beziehen, wird aber nicht durch diese hervorgebracht (vgl. ebd., S. 50). So ist auch der ‚AdressatInnen‘-Begriff trotz seiner Passivität suggerierenden, ‚problematischen‘ Semantik und der damit einhergehenden Etikettierungsgefahr dennoch auf ein *vor* dieser Definierungspraxis bereits existierendes Subjekt gerichtet, auf das sich die Soziale Arbeit lediglich mit bestimmten Kategorien *beziehen* kann (vgl. Großhoff 2015, S. 35 f.). Um subjektbezogene Zuschreibungen vornehmen zu können, muss deren ‚Zieladresse‘ also bereits existent und lokalisiert sein.

Offenbaren diese nunmehr antagonistisch anmutenden Subjektkonzeptionen eine grundlegende Divergenz und damit Unvereinbarkeit der Sozialen Arbeit mit Judith Butlers (Geschlechter-)Theorie oder können ihre Gedanken dennoch sinnstiftend in die Soziale Arbeit integriert und in der Folge produktiv genutzt werden? Ist Butlers Subjektkonzept also dennoch ‚sozialarbeitstauglich‘? Mit der grundsätzlichen Relevanz von Butlers dekonstruktivistischer (Geschlechter-)Theorie für die Soziale Arbeit hat sich insbesondere Melanie Plößer (2013) auseinandergesetzt und im Zuge dessen einige Aufgaben und Herausforderungen herausgearbeitet, die für den hier zu vollführenden Versuch einer Theorieintegration Butlers in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit wichtige Anstöße geben können:

So stellt Plößer zunächst die zwar auftragsimmanente und damit unumgängliche, aber *gerade deshalb* kritisch zu hinterfragende Differenzierungspraxis Sozialer Arbeit und deren etikettierende Markierung ihrer ‚AdressatInnen‘ als ‚Andere‘ heraus, wodurch auf Seiten der Sozialen Arbeit potentiell gefährliche Konstruktionsprozesse initiiert werden (vgl. Plößer 2013, S. 199 ff. sowie S. 208). Insofern Butler ebenso Differenzen fokussiert, aber vor allem deren Entstehungsweise sowie die damit einhergehende Ungleichbehandlung und Problematisierung/Stigmatisierung der betreffenden Subjekte ins Auge fasst, kann somit ein zwar gleicher, jedoch *anders angegangener* Theoriegegenstand von Butler und der Sozialen Arbeit angenommen werden (vgl. ebd., S. 200). Wie kann diese bereits vorhandene theoretische Überlappung noch vergrößert werden? Hier bietet es sich nach Plößer an,

danach zu fragen wie und warum Subjekte als ‚anders‘ und mithin als problematisch markiert werden (können) und welche Effekte der (sozialarbeiterische) Bezug auf die als problematisch markierten Subjektivierungsweisen und Differenzpositionen zeitigen kann (ebd., S. 201).

Dies zu beantworten, ermöglichen Butlers Ausführungen in besonderem Maße, da diese nicht erst bei den eingeschränkt leb- und anerkannten Subjektivierungsweisen, sondern bereits an den jene Subjektivierungsweisen hervorbringenden *Normen* ansetzen, die die Unterstützungs- und Hilfebedarfe der (sozialarbeiterischen) Subjekte erst entstehen lassen (vgl. ebd., S. 207 sowie Butler 1991, S. 9 f.). Der damit verlagerte Fokus von den zu bearbeitenden sozialen Problemlagen als Effekte hin auf die dies verursachenden normativen Ordnungen ermöglicht es der Sozialen Arbeit also, im Hilfeprozess einen Schritt vorher anzusetzen (vgl. Plößer 2013, S. 207). Bildlich gesprochen geht es dann nicht mehr nur darum, die ausgegrenzten Individuen mittels sozialarbeiterischer Interventionen in den Kreis (zurück) zu holen, sondern den Kreis mitsamt seiner Ein- und Ausschlusslogik selbst zum Gegenstand zu machen und nach möglichen Veränderungen auf dieser Seite zu schauen (vgl. ebd.). Damit ist allerdings keineswegs eine Relativierung oder Vernachlässigung der *de facto* existierenden, problematischen (und problematisierten) Subjektpositionen oder der daraus resultierenden Hilfebedarfe der ‚AdressatInnen‘ bezeichnet, sondern vielmehr ein strukturell erweiterter Blick für die diesen vorgeschalteten Entstehungsmechanismen und deren normative Wirkmacht (vgl. ebd., S. 207 f.):

Einer durch Butlers dekonstruktivistische (Geschlechter-)Theorie „informierten Sozialen Arbeit“ (ebd., S. 209) stellt sich dann *erstens* die Aufgabe, neben den gesellschaftlichen, Normalitätsgenerierenden Diskursen auch ihre *eigene* Verwicklung in den ‚normativen Apparat‘ sowie ihre damit ebenso problematische Anrufungspraxis kritisch zu reflektieren und auch infrage zu stellen (vgl. ebd., S. 209 f.). So geht es *zweitens* dann darum, die unumgängliche Konstruktionspraxis dieser Diskurse normativ zu erweitern, sodass die zwar unauflösbaren Bedingungen, die die Subjekte entlang von Normalität, Differenz und Andersheit hervorbringen, zumindest „weniger begrenzend geformt werden“ (ebd., S. 210 sowie vgl. Butler 2009, S. 9) können. Deshalb sind *drittens* auf Selbstbestimmung und Autonomie zielende Interventionen der Sozialen Arbeit schließlich zugunsten solcher der Erweiterung der Handlungsfähigkeit und Emanzipierung *innerhalb* der konstitutiven Normenstrukturen zu verabschieden (siehe auch Scherr 1997), um die Herausforderungen der Subjekte nicht lediglich semantisch zu verschleiern (und damit im Grunde zu stabilisieren), sondern an deren *realistischer* Bewältigung ansetzen zu können (vgl. Plößer 2013, S. 212 f. sowie Butler 1991, S. 16 f.).¹¹

¹¹ Aufgrund der engen Verwicklung des (Butler’schen) Subjekt- mit dem Identitätskonzept, kann an dieser Stelle nicht weiter ins Detail gegangen werden, um eine Vorwegnahme von Aspekten aus dem zweiten, deutlich umfangreicheren Syntheseversuch zu vermeiden.

Umgekehrt kann die Soziale Arbeit Butlers Theorie mit der Perspektive der ‚AdressatInnen‘ anreichern, indem sie durch ihre praxisbezogene Nähe zu diesen, stets den Blick für die „subjektiv-sinnhaften Effekte[-]“ (Villa 2008, S. 155) beibehält und Butlers stark diskurstheoretischer Ausrichtung somit die ‚soziale Realität‘ beifügen könnte, die bei der teils sehr abstrakt und steril wirkenden Theorie für eine tatsächliche Integration in die Soziale Arbeit noch aussteht (vgl. ebd.). Dennoch würde die Soziale Arbeit angesichts ihrer (mit Butler nicht zu leugnenden) Verwicklung in gesellschaftliche Normierungsprozesse „eine große Chance verg[eben]“ (Plößer 2013, S. 199), indem sie auf das differenz- und machtkritische, innovative Potential von Butlers (Geschlechter-)Theorie und ihr darin vertretenes Subjektverständnis verzichten würde.

3. Identität

Die moderne Gesellschaft bringt für den Menschen die Lebensform des Individuums hervor und sucht zugleich, ihn in dieser zu disziplinieren; sie will nicht nur verhindern, daß er aus ihr auswandert [Fn. weggelassen – M.S.], sondern ihn dazu bringen, daß er sich frei für sie entscheidet. Dazu erlegt sie ihm auf, sich selbst an die Gesellschaft zu binden und an ihrem Wandel mitzuwirken, bei sich selbst, also ‚identisch‘ zu bleiben und sich zu verändern (Winkler 1988, S. 139). Es tritt also die Aufgabe an das Subjekt heran, sich in den Wechselfällen seines Lebens eine eigene Identität zu erarbeiten ... (ebd., S. 145).

Die Identität als *Praxis*, und zwar als *Bezeichnungspraxis* zu verstehen, bedeutet, die kulturell intelligiblen Subjekte als Effekte eines regelgebundenen Diskurses zu begreifen, der sich in die durchgängigen und mundanen Bezeichnungsakte des sprachlichen Lebens einschreibt (Butler 1991, S. 212, Herv. im Original).

3.1 Identität(en) in der Sozialen Arbeit

Das sozialarbeiterische Subjekt ist durch und durch ‚identitätslogisch verfasst‘ und baut sein ‚Ich‘ entlang einer kompromissartigen Vermittlung aus Einflüssen der Umwelt mit den eigenen, individuellen Dispositionen zu einem sinnvollen und (für sich) kohärenten Gefüge zusammen (vgl. Keupp et al. 2002, S. 189 f. sowie Göppel 2005, S. 224). „Identität bildet [so mit] ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und der äußeren Welt. (...) Sie soll einerseits das unverwechselbar Individuelle, aber auch das sozial Akzeptable darstellbar machen“ (Keupp 2011, S. 636). Wie geht dieser Prozess von Statten? Welche Bedingungen müssen für eine gelingende Erarbeitung von Identität erfüllt sein und welche Faktoren beeinträchtigen dies?

Um diesen Fragen eine Antwort zuzuführen, wird Identität zunächst als heutzutage nicht mehr genuin jugendspezifische Aufgabe betrachtet, sondern als sinnstiftende Arbeit, die sich vielmehr über den gesamten Lebensverlauf erstreckt (vgl. Göppel 2005, S. 239). Deshalb wird die entsprechend lebenslange Identitätserarbeitung im darauffolgenden Schritt als „permanente Passungsarbeit“ (Keupp 2011, S. 637) in die soziale Umwelt erörtert, welche sich angesichts der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse nicht mehr als linearer und d.h. weitestgehend berechenbarer Vorgang vollzieht, sondern sich heute vielmehr als unab-schließbare und oft ambivalente ‚Patchwork-Arbeit‘ herausstellt (vgl. Keupp et al. 2002, S. 266). Die hiermit angesprochenen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse lassen sich schließlich im Kontext der Postmoderne verorten, welche zu ebenso postmodernen Identitäten führt, die als Antwort auf diese ‚gesellschaftliche Tatsache‘ zu verstehen sind (vgl. bspw. Reckwitz 2012, S. 120-134 sowie Becker/Beck 2014, S. 7-15).

3.1.1 Identität – (k)ein Jugendthema mehr (lebenslange Identitätsarbeit)

In Bezug auf Identität war man lange Zeit (v.a. in der Psychologie) der Ansicht, diese sei eine jugendtypische und phasengebundene Aufgabe der subjektiven Sinnsuche, an deren Ende sich schließlich die erarbeitete, kontinuierliche und kohärente Identität als ein „stabile[r] Kern“ (Gerrig 2015, S. 397) des Selbstbildes herausentwickelt (vgl. ebd. sowie Göppel 2005, S. 218). Jugend galt als „Phase der Identitätssuche“ (Scherr 2009, S. 125 sowie vgl. Böhnisch 1998, S. 20) mit dem Ziel „der adoleszenten reflexiven Verarbeitung kindlicher Erfahrungen“ (King 2011, S. 208). Indem Jugendliche also im Begriff waren, ihre Identität zu finden und zu erarbeiten, sich somit als selbstreflexives Individuum in der Gesellschaft zu positionieren versuchten, bewegten sie sich zugleich weg von kindlichen Bezügen und hin zu einer ausgereiften, ‚erwachsenen‘ Persönlichkeit und Lebensführung (vgl. Göppel 2005, S. 218 f. sowie Scherr 2009, S. 126 f.). Diese Aufgabe galt es trotz der gegebenen Möglichkeit des Scheiterns – oder im Sinne Eriksons¹²: der unabwendbaren, phasenspezifischen Krise – unbedingt anzugehen und sinnstiftend zu bewältigen (vgl. Jungwirth 2007, S. 148 ff.), um bei Gelingen als ‚vollwertiges‘ „Mitglied [der] Gesellschaft“ (ebd., S. 160) gelten zu können. Identitätsarbeit war also eine notwendige (*gesellschaftlich inszenierte*) Entwicklungsaufgabe, die bei entsprechend normenkonformer und an gesellschaftlichen Erwartungen orientierter Ausführung soziale Einbindung und Anerkennung (siehe hierzu Kapitel 4) versprach und das Individuum somit nicht nur zu sich selbst, sondern auch zur Gesellschaft in eine (normativ handhabbare) Beziehung zu setzen vermochte (vgl. ebd. S. 160 f. sowie Scherr 2009, S. 126 f. und Göppel 2005, S. 218 f. und S. 224).

Angesichts der (noch zu betrachtenden) Postmoderne und ihres Einflusses auf die entsprechend postmodernen Identitäten, stellt sich die oben skizzierte Idee von Identität als eine entwicklungsbezogene und vor allem *abschließbare* Aufgabe der endgültigen Selbstverortung in der Welt allerdings mittlerweile als zu kurz greifend, mithin als unerreichbare *Utopie* heraus (vgl. Scherr 2009, S. 127 sowie Göppel 2005, S. 219):

Einmal wird angezweifelt, ob der *Prozess der Identitätsbildung* heute tatsächlich noch so läuft, wie ihn Erikson beschrieben hat, also als jugendtypisches Entwicklungsproblem, als Durchgang durch eine phasenspezifische Krise, als Überarbeitung und Integration von Kindheitsidentifikationen und als Festlegung auf bestimmte Ideale, Weltansichten und Zukunftsvorstellungen. Zum anderen wird angezweifelt, ob jene Art von relativ stabiler, ganzheitlicher, abgerundeter, kohärenter, harmonischer Identität, wie sie Erikson als *Resultat* geglückter Identitätsbildungsprozesse im Jugendalter vorschwebte, heute überhaupt noch möglich, wünschenswert und ‚zeitgemäß‘ sei (ebd., Herv. im Original).

¹² Aus Platz- und Relevanzgründen muss hier auf eine genauere Darstellung der Theorie Eriksons verzichtet werden.

Aufgrund der Dynamiken, Widersprüchlichkeiten und Fragmentierungsprozesse der gegenwärtigen Gesellschaft muss vielmehr angenommen werden, dass sich die Aufgabe der Identitätserarbeitung gerade *nicht* linear, vorhersehbar oder ‚entwicklungslogisch‘, sondern vielmehr genauso dynamisch, sprunghaft und vor allen Dingen *unabschließbar* darstellt, wie es die derzeitige gesellschaftliche Situation scheinbar von den Individuen abzuverlangen und einzufordern scheint (vgl. Keupp 2011, S. 636 f. sowie Scherr 2009, S. 128).

Für die Soziale Arbeit bedeutet dies einerseits, dass sie es in Fragen der Identität nun nicht mehr ausschließlich mit Jugendlichen oder jungen Erwachsenen zu tun hat, sondern potentiell mit Menschen allen Alters (vgl. ebd.). Andererseits sieht sie sich neben einer enorm erweiterten Zielgruppe außerdem mit einer veränderten bzw. vielmehr *verkomplizierten* Auftragslage konfrontiert: War Identität als noch ‚natürlich‘ zu durchlaufende Entwicklungsaufgabe leichter vorhersehbar und außerdem an konkrete Interventionen im *Jugendbereich* geknüpft (vgl. Göppel 2005, S. 218-246 sowie Scherr 2009, S. 125-132), stellt diese die Individuen nun vor die Herausforderung lebenslanger, instabiler und in sich ambivalenter Erarbeitungsprozesse, welche sie nicht nur phasenspezifisch, sondern potentiell *jederzeit* in Krisen führen und sich diese Krisen im Vergleich zu früher zudem noch intensiver gestalten können (vgl. Keupp et al. 2002, S. 266-269 sowie Kapitel 3.1.2): Während man früher also noch auf eine Identität als potentiell erreichbares Endergebnis hingearbeitet und hierbei lediglich begrenzte Hilfe benötigt hat, so gilt eine kohärente und zeitlich stabile Identität heute als unerreichbar (vgl. Scherr 2009, S. 127 f.). Der *Wunsch* nach innerer Kohärenz und Einheitlichkeit ist allerdings nach wie vor aktuell und bleibt als solcher im Subjekt bestehen, muss angesichts der Unmöglichkeit seiner Realisierung aber eine unauflösliche Sehnsucht bleiben (vgl. Göppel 2005, S. 233). Das Individuum muss sich vielmehr darauf einstellen, niemals zu einem möglichen Endergebnis zu gelangen, sondern stattdessen unaufhörlich Identität zu ‚betreiben‘ und bei Nicht-Gelingen so auch stetig Gefahr zu laufen, den eigenen Hilfebedarf mitzuproduzieren bzw. an der Bewältigung der Identitätsaufgabe zu scheitern (vgl. Scherr 2009, S. 127 f. sowie Böhnisch/Schröer 2013, S. 17). Wie kann die Soziale Arbeit auf diese veränderten Gegebenheiten in der Identitätsarbeit angemessen reagieren? Wo, in welcher Rolle und vor allem *mit welchem Auftrag* verortet sich die Soziale Arbeit dabei im Feld/im Diskurs? Wie schaut sie auf die Identität erarbeitenden Subjekte *als* ihre ‚AdressatInnen‘ und wie auf den gesellschaftlichen Überbau *als* Initiator der oben genannten Wandlungsprozesse?

3.1.2 Identität als Passungsarbeit des Individuums in seine/ihre Umwelt

Als mögliche ‚Antwort‘ auf die oben bereits dargelegten gesellschaftlichen Wandlungs- und Fragmentierungsprozesse können Heiner Keupps Ausführungen zur „alltäglichen Identitätsarbeit“ (Keupp et al. 2002, S. 215) gezählt werden, welche neben denen Eriksons zu den in der Sozialen Arbeit (und anderen Bereichen wie der Jugendarbeit) mit am meisten rezipierten Identitätskonzepten gehören (vgl. u.a. King 2011, S. 208, Böhnisch/Schröer 2013, S. 17 f., Göppel 2005, S. 219 sowie Scherr 2009, S. 128 f. und S. 131). Zentral in Keupps Konzept ist vor allen Dingen, wie es dem Subjekt trotz widriger gesellschaftlicher Gegebenheiten und in Rückgriff auf die soziale Umwelt dennoch gelingen kann, sich eine Identität zu schaffen, zu erarbeiten oder vielmehr momenthaft zu ‚erhaschen‘ (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 17). Identitätsarbeit muss nach Keupp nämlich deshalb *alltätlich* erfolgen, weil Subjekte angesichts postmoderner gesellschaftlicher Umbrüche¹³ nicht mehr darauf hoffen können, ihre Identität irgendwann vollständig erarbeiten zu können, sondern sich dieser Prozess eher als permanent und situativ zu vollziehende Passungsarbeit herausstellt, in welchem es immer wieder erneut zu identitätsformierenden Verknüpfungsleistungen zwischen innerem Erleben und äußeren Einflüssen kommen muss (vgl. Keupp 2011, S. 637). Dies hilft dem Subjekt (bei Gelingen) aber andererseits dabei, „sich im Strom der eigenen Erfahrungen selbst zu begreifen“ (Keupp et al. 2002, S. 190) und so für sich dennoch das Gefühl subjektiven Sinns herstellen zu können.

Passung darf hierbei allerdings nicht im Sinne eines ausbalancierten, harmonischen Zustands begriffen werden, in welchem die gesellschaftlichen Anforderungen und die subjektiven Bedürfnisse und Selbstentwürfe vollkommen miteinander vereinbart werden können und sich das Subjekt also ohne Probleme, immer von Neuem und vollständig in seine soziale Umwelt einpassen kann (vgl. ebd., S. 196 f. sowie S. 216). Eine solche Anpassung an die gesellschaftlichen Verhältnisse ist nach Keupp ebenso wenig gewünscht wie ratsam, da hierfür sehr kostenintensive Unterdrückungsleistungen vom Subjekt zu veranlassen sind, um diejenigen Aspekte seiner Selbst nicht an die Oberfläche gelangen zu lassen, die der eigenen Integration hinderlich wären (vgl. ebd., S. 274). Deshalb ist von einer „gelungenen Identität“ (ebd.) viel eher zu sprechen, wenn die oft ambivalenten und unvereinbaren Gegebenheiten der Außenwelt mit dem eigenen, inneren Empfinden in einem zwar nicht widerspruchsfreien, aber für *subjektiv* aushaltbaren, passenden und bewältigbaren Zustand der Ambiguität arrangiert werden und so dennoch für ein „Gefühl der Authentizität“ (ebd., S. 198)

¹³ Auf die Postmoderne und ihre Implikationen für das Identität generierende Subjekt wird in Kapitel 3.1.3 noch detaillierter eingegangen.

und persönlichen Kohärenz¹⁴ sorgen können (vgl. ebd., S. 196 f. sowie S. 245). Die hierbei zu erbringende Verknüpfungsleistung von verschiedenen „Identitätsprojekte[n]“ (ebd., S. 239) führt schließlich zu der postmodernen Form der ‚Patchwork-Identität‘, die die verschiedenen Teilidentitäten zu einem unabschließbaren Ganzen (da alltägliche, lebenslange Passungsarbeit) zusammenfügt (vgl. ebd., S. 266 ff.). Das ‚Erreichen‘ einer solchen patchwork- und projektartig beschaffenen (Moment-)Identität ist allerdings nicht ohne ein entsprechendes Kontingent an sozialen, materiellen und persönlichen Ressourcen möglich, die es dem Subjekt im Zuge der permanent zu vollziehenden Konstruktionsleistungen erlauben, handlungsfähig zu bleiben und soziale Anerkennung durch andere zu erhalten (vgl. ebd., S. 266-269 sowie Keupp 2011, S. 637 f.).

Um also zu einer persönlich als authentisch und kohärent empfundenen Identität zu gelangen, muss das Subjekt augenscheinlich eine Vielzahl an spezifischen Eigenschaften aufweisen, die es an der Identitäts*herausforderung* (vgl. Keupp et al. 2002, S. 197) nicht scheitern lassen: Es muss hierzu *immer wieder* mit genügend Ressourcen ausgerüstet sein, eine hohe ‚Verwerfungs- und Fluktuationstoleranz‘ von Identitätsprojekten angesichts der fortschreitenden gesellschaftlichen Dynamik vorweisen und sich in einem permanenten, „konfliktorientierte[n] Spannungszustand“ (ebd., S. 216) befinden sowie die darin liegenden Widersprüche aushandeln können, um gelingende Passungen zu erreichen (vgl. ebd., S. 215 f. sowie Keupp 2011, S. 637 f.). „Qualität und Ergebnis dieser Arbeit findet [außerdem] in einem macht-bestimmten Raum statt, der schon immer aus dem Potential möglicher Identitätswürfe spezifische erschwert bzw. andere favorisiert, nahelegt oder gar aufzwingt“ (ebd., S. 637).

Entlang dieser diffizilen, gesellschaftlichen Gegebenheiten wäre es dann Aufgabe der Sozialen Arbeit, diejenigen Subjekte ‚aufzufangen‘, die im Rahmen des unsicheren Identitätserarbeitungsprozesses handlungsunfähig geworden sind und über keine entsprechenden Ressourcen zur Bewältigung ihrer Lage verfügen (vgl. ebd., S. 637 ff. sowie Böhnisch/Schröer 2013, S. 17). Das Subjekt muss mithilfe der Sozialen Arbeit also wieder dazu befähigt werden, seine ambivalente Lage auszuhalten und seine fragile, immer erneut gefragte Identitätsarbeit abermals leisten zu können (vgl. ebd.). In diesem Sinne besteht der sozialarbeiterische Auftrag dann also darin, das Subjekt – ähnlich wie bei Böhnisch – ausgehend von seiner als problematisch markierten Lage in die zu bewältigenden, aber (bislang) *gleichbleibenden* Verhältnisse erneut zu integrieren und es *innerhalb dieser* wieder beweglich, d.h.

¹⁴ Hiermit ist eine moderne Form der Kohärenz angesprochen, welche objektiv betrachtet vielleicht nicht dem gängigen Verständnis von Kohärenz als einem Einheit und Harmonie suggerierenden Zustand entspricht, aber für das Subjekt selbst „eine authentische Gestalt hat“ (Keupp et al. 2002, S. 245).

handlungsfähig zu machen (vgl. Keupp 2011, S. 637 ff. sowie Böhnisch/Schröer 2013, S. 17 f.).

Die mit Keupps Theorie ermöglichte Einnahme eines solch subjektbezogenen und mikrosoziologischen Fokus‘ ist für die Erfassung der Lage des in seiner Identität herausgeforderten Subjekts zwar essentiell und notwendig, muss sich dann aber dem Vorwurf einer Ausblendung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse stellen, welche die problematische bzw. als problematisch *markierte* Lage ebenjenes Subjekts aufgrund ihrer spezifischen Dynamik erst hervorbringen und produzieren (vgl. Plößer 2013, S. 207). Will die Soziale Arbeit also nicht lediglich und d.h. *naiv* Problemlagen erfassen und bearbeiten, sondern diese in ihrer Entstehungsweise *verstehen*, muss sie sowohl mikro- als auch makrosoziologisch arbeiten und den Fokus, ohne dabei den Blick für die Seite des Subjekts zu verlieren, auf die im Hintergrund greifenden, gesellschaftlichen Machtverhältnisse richten und diese kritisch hinterfragen (vgl. ebd.). Hierbei sollen die folgenden Ausführungen die nötige Grundlage bieten – auch bzw. vor allem im Hinblick auf den zweiten, anstehenden Syntheseversuch des sozialarbeiterischen mit dem Butler’schen Identitätskonzept.

3.1.3 Postmoderne Identitäten

„Der ... Diskurs der Postmoderne¹⁵ hat auch die Identitätstheorie erreicht. In ihm wird ein radikaler Bruch mit allen Vorstellungen von der Möglichkeit einer stabilen und gesicherten Identität vollzogen“ (Keupp 2011, S. 636). Ein solcher Abschied von traditionellen Identitätsvorstellungen als *obsolet* wird im Zuge der Postmoderne unter der „These einer ‚Fragmentierung‘ des Subjekts“ (Reckwitz 2012, S. 125) diskutiert. Ganz im Sinne Heiner Keupps Verständnis heutiger Identitäten als fragmentierte ‚Patchwork-Identitäten‘ (vgl. Keupp et al. 2002, S. 266), oder mit Heiko Kleve: als „desintegrierte[-] Identitäten“ (Kleve 2007, S. 202), wird das postmoderne Subjekt als eines verstanden, welches sich im Gegensatz zu dem der Moderne „aus einer Multiplizität unterschiedlicher Teilidentitäten zusammensetzt, die nicht mehr in ein kohärentes Selbst eingefügt werden müssen“ (Reckwitz 2012, S. 126) – oder *können*. Das hier nachgestellte, skeptische ‚können‘ basiert auf dem Zweifel an der postmodernen Möglichkeitsvielfalt und Heterogenität der potentiell einschlagbaren Lebenswege, welche sich für die betreffenden Subjekte vielleicht zunächst als eine Befreiung aus den alten Rationalitäten und Kontinuitäten der Moderne darstellen, mithin als *Chance*, wobei diesen neuen Chancen aber immer auch das *Risiko des Scheiterns* immanent ist (vgl. Be-

¹⁵ Die Postmoderne wird hier insbesondere im Kontext von Identität sowie zum Teil in ihren gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen, nicht aber in Hinsicht auf wirtschaftliche oder technische Entwicklungen erörtert bzw. analysiert.

cker/Beck 2014, S. 4 f. sowie S. 10 f.). Angesichts dessen muss sich das Subjekt „in Gestalt des ‚enterprising self‘“ (Reckwitz 2012, S. 131) nun als ‚Macher seiner Selbst‘ begreifen und findet sich hierbei in der vollen Verantwortung für sein Gelingen oder Scheitern wieder (vgl. ebd., S. 131 f.):

Die postmoderne Regierung der Selbstregierung geht in die Richtung eines Subjekts, das sich im unternehmerischen Aktivismus formt. (...) [D]as Subjekt [lernt] unter postmodernen Bedingungen, sich *selbst*, seine Biografie und Kompetenzen als Gegenstände zu begreifen, die auf unterschiedlichen Märkten erfolgreich zu positionieren sind, auf dem Arbeitsmarkt ebenso wie auf dem Partnerschafts- und Freundschaftsmarkt (ebd., Herv. im Original).

Wie überträgt sich diese Logik des marktförmigen ‚Anpassens an das Ungewisse‘ (vgl. ebd.) nun auf die subjektiv zu vollziehende Identitätsarbeit? Wie sehen also ‚postmoderne Identitäten‘ aus? Scherr spricht im Zuge (jugendlicher) Identitätserarbeitung von regelrechter Identitätssuche entlang von Unsicherheit, Widersprüchlichkeit und Pluralität, welche mit der Anstrengung einhergeht, im Zuge der schier unendlichen Möglichkeiten nicht die Kontrolle zu verlieren (vgl. Scherr 2009, S. 85 und S. 87). Dies vor allem, da auch die Identität des Subjekts plural und fragmentarisch im Sinne einer „flüssige[n] Vielheit unterschiedlicher Selbstbeschreibungen“ (Kleve 2007, S. 202) erscheint, demgemäß also genauso uneinheitlich und widersprüchlich beschaffen ist bzw. sein *muss*, wie die sie hervorbringende, postmoderne Gesellschaft selbst (vgl. Göppel 2005, S. 233 sowie Scherr 2009, S. 87). Um an den gesellschaftlichen Strukturen der Postmoderne als vielmehr *Nicht*-Strukturen nicht zu scheitern, handlungsunfähig zu werden oder die Orientierung zu verlieren, ist das Subjekt also angehalten, seine Identität an die neuen gesellschaftlichen Anforderungen anzupassen und entlang dieser zu konstituieren (vgl. Becker/Beck 2014, S. 4 f. und S. 10 f. sowie Reckwitz 2012, S. 125 f.). Hinter der vermeintlichen Freiheit der Wahl steckt somit ein gesellschaftlich oktroyierter *Zwang* zur Wahl (vgl. ebd., S. 131 f.); aus dem individualistischen Leitsatz „Mach dein Ding“ (Becker/Beck 2014, S. 2) wird „*Mach* [Herv. – M.S.] dein Ding“ (ebd.).

Im Zuge der Arbeit mit ebenjenen Subjekten, die nun am „unternehmerischen Aktivismus“ (Reckwitz 2012, S. 132) zu scheitern drohen oder bereits gescheitert sind, kann die Soziale Arbeit das Wissen um die ‚Zweischneidigkeit postmoderner Emanzipation‘ dazu nutzen, nicht lediglich auf der Subjekt-Ebene nach den ‚Problemursachen‘ zu forschen, sondern ebenso auf der Ebene der Gesellschaft kritische Analysen anzustellen (vgl. ebd., S. 131 f. sowie Becker/Beck 2014, S. 11). Um also, wie zuvor schon in Kapitel 3.1.2 angedeutet, nicht in einer Art naivem, oberflächlichem Modus der Problembearbeitung zu verbleiben, ist es von enormer Wichtigkeit herauszuarbeiten, dass und wie folgeschwer die Postmoderne „viele ihrer Kinder in eine ungewisse Offenheit ... [entlässt und] ihnen eine schwierige Suche nach akzeptabler, überschaubarer und abschätzbarer Lebensweise auf[zwingt]“ (ebd.). Dieser erweiterte Fokus auf soziale Probleme ermöglicht es dann, konkrete Umgangsweisen und Inter-

ventionen auf Seiten der Sozialen Arbeit an diese Gegebenheiten anzupassen und entsprechend zu modifizieren. Welche zusätzlichen Anstöße und neuen Betrachtungsweisen ergeben sich aus einer Hinzuziehung bzw. Integration von Butlers Identitätskonzept in das Feld der Sozialen Arbeit?

3.2 Identität nach Judith Butler

Während sich das sozialarbeiterische Identitätsverständnis, so wie es aus den obigen Ausführungen hervorgegangen ist, primär um Fragen des Erarbeitungsprozesses von Identität, dessen Dauer und Zielführung sowie um die diesen Prozess einschränkenden oder begünstigenden gesellschaftlichen Bedingungen kreist, hier Identität also als eine vom *Subjekt* ausgehende Konstruktionsaufgabe verstanden wird, stellt Judith Butler deren vermeintliche Ontologie grundsätzlich in Frage (vgl. Butler 1991, S. 9): Mithilfe der Genealogie als kritikfähiges Instrument zur Analyse von Machtverhältnissen untersucht sie Identität als *machtvolle Konstruktion* gesellschaftlicher Institutionen, durch welche die Subjekte wirksam in ihrer Lebensweise reguliert werden können (vgl. ebd. sowie S. 60). Identität sieht sie demnach nicht als natürlich gegebene Entwicklungs- oder Lebensaufgabe des Subjekts an und aufgrund dessen auch maßgeblich durch dieses beeinflussbar, sondern vielmehr als *oktroiertes Set an Kategorien*, die das nun identitätslogisch verfasste Subjekt als solches erst beschreib-, denk- und anerkennbar machen (vgl. Villa 2008, S. 151). Nach diesem Verständnis wird Identität also nicht wie im sozialarbeiterischen Sinne als *von unten her* durch das Subjekt, sondern als gesellschaftliches Produkt vielmehr *von oben her* konstruiert gedacht (vgl. Geipel/Mecheril 2014, S. 41).

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich deshalb zunächst einmal mit der Frage, wie und warum bestimmte (geschlechtliche) Identitäten im gesellschaftlichen Diskurs als intelligibel oder nicht intelligibel hervorgebracht und wie Subjekte im Zuge dessen ausschließlich *als* Subjekte mit einer spezifischen (Geschlechts)Identität angerufen werden (vgl. Villa 2008, S. 151 sowie Butler 1997, S. 29). Daraufhin wird schließlich beleuchtet, welche Möglichkeiten der Dekonstruktion und Subversion sich nach Butler für die Subjekte auftun, um diesen unterwerfenden Anrufungen dennoch etwas Widerständiges entgegenzubringen und so mit den bisherigen Bedeutungen spielen zu können (vgl. Butler 1991, S. 60 f.). Im Zuge dessen wird immer wieder erneut geprüft, wie sich diese Gedanken Butlers auf die Soziale Arbeit übertragen lassen, um im darauffolgenden Syntheseversuch beider Identitätsverständnisse (Kapitel 3.3) analysieren zu können, wie sich beide Konzepte zueinander verhalten sowie ob die Soziale Arbeit nach dem Butler'schen Verständnis dann überhaupt noch mit Identitäten arbeiten kann bzw. darf.

3.2.1 *Intelligible Identitäten und gesellschaftlicher Diskurs*

So, wie das Subjekt an seine diskursive Hervorbringung durch sprachliche Anrufungen angewiesen ist, um zu ‚existieren‘, d.h. um ein gesellschaftlich intelligibles Subjekt zu werden, ist es in seiner Existenz an eine ebenso intelligente Identität gebunden (vgl. Villa 2008, S. 151). Seine Intelligibilität hängt sogar in *konstitutivem Maße* von seiner identitätslogischen Verfasstheit ab: Identität versteht Butler nämlich als eine äußerst wirksame „*Bezeichnungspraxis*“ (Butler 1991, S. 212, Herv. im Original), die bestimmt, ob ein Subjekt entlang der normativen und machtvollen gesellschaftlichen Diskurse als anerkanntes Subjekt erscheinen und gelten kann oder ob es aus dem „Bereich des Denk- und Lebbaaren“ (Villa 2008, S. 149) herausfällt. So wird dem Subjekt im Zuge seiner Anrufung *als* ein Subjekt ein gesellschaftlich entworfenen Set von spezifischen Eigenschaften zugeschrieben – bzw. wird es diesen Kategorien vielmehr *unterworfen* (vgl. Bublitz 2005, S. 33 f.) –, welche in ihrer Gesamtheit dann seine Identität bilden und schließlich beschreibbar machen sollen (vgl. Villa 2008, S. 151).

Jene Identitätszuschreibungen erfolgen nach Butler in allererster Linie in Bezug auf *Geschlecht* als sozusagen erste ‚Praxis der kulturellen Sichtbarmachung‘ von Subjekten im Rahmen der Intelligibilität (vgl. Butler 1997, S. 29 sowie Butler 1991, S. 37). Diese differenzierenden Zuschreibungen sind entlang „einer heterosexuellen Matrix“ (ebd., S. 8) konzipiert, welche „die Binarität von Geschlecht und Geschlechtsidentität und der Körper“ (ebd., S. 9) als vermeintlich natürliche und unveränderliche Gegebenheiten plausibilisieren und festschreiben, mithin die Geschlechtsidentität als ‚logische Konsequenz‘ des biologischen Geschlechts wirksam manifestieren (vgl. ebd. sowie S. 22 f.). Im Rahmen dieser *vordiskursiv* angelegten Bezeichnungspraxis der Heteronormativität wird ein ebenso heterosexuelles Begehren als kausales Ergebnis des eigenen Geschlechts und der Geschlechtsidentität vermittelt, was die Asymmetrie der Kultur der Zweigeschlechtlichkeit weiter verschärft, festschreibt und zum (unausgesprochenen) Gesetz macht (vgl. ebd., S. 38 f.). So gehen mit der Anrufung eines Subjekts als ‚Frau‘ viele ‚frauenspezifische‘ Eigenschaften und Zuschreibungen als deren ‚weibliche Identitätsmerkmale‘ – im Sinne eines sozusagen normativ definierten und allgemein geteilten Idealbildes von ‚Frau‘ (vgl. ebd., S. 34 f. sowie Plößer 2013, S. 204) – einher, was im Zuge der Annahme dieses Titels in eine fortan lebenslange und wiederholte Inszenierung des Subjekts *als* Frau münden muss (vgl. Butler 1997, S. 29 sowie Plößer 2013, S. 201 ff.). Deshalb bezeichnet Butler die Art und Weise der subjektiven Inkorporierung solcher normativ oktroyierter Identitäten um der Möglichkeit der eigenen Intelligibilität

und damit *sichtbaren Existenz* willen¹⁶, also den Akt der Identitätsaneignung und des fortlaufenden Spielens der eigenen (Geschlechts-)Rolle, als „Praxis der Improvisation im Rahmen des Zwangs“ (Butler 2009, S. 9).

Doch der Bereich, in den die hiermit beschriebenen intelligiblen und somit gesellschaftlich leb- und denkbaren Identitätskonstruktionen fallen, konstituiert sich nicht allein durch dieses normativ anerkannte ‚Innen‘, sondern wird genauso durch das entsprechend nicht-normative, nicht-lebbare, nicht-denkbare und somit im Grunde *nicht-menschliche* ‚Außen‘ als dessen negativer ‚Kontrastbereich‘ definiert (vgl. Mecheril/Plößer 2012, S. 135 f. sowie Bublitz 2005, S. 69):

Diese Matrix mit Ausschlußcharakter, durch die Subjekte gebildet werden, verlangt somit gleichzeitig, einen Bereich verworfener Wesen hervorzubringen, die noch nicht ‚Subjekte‘ sind, sondern das konstitutive Außen zum Bereich des Subjekts abgeben. Das Verworfenne ... bezeichnet hier genau jene ‚nicht lebbaren‘ und ‚unbewohnbaren‘ Zonen des sozialen Lebens, die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des ‚Nicht-Lebbaren‘ jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen (Butler 1997, S. 23).

Mit anderen Worten: So, wie sich das Weibliche nur in Abgrenzung zum Männlichen oder sich das Menschliche nur in Kontrast zum Unmenschlichen definieren kann, müssen sich Normen über die Qualifizierung¹⁷ gesellschaftlich intelligibler Identitäten und Subjektpositionen, um überhaupt wirksam und sinnvoll erscheinen sowie den dies umrahmenden Bereich des ‚Normalen‘ und ‚Richtigen‘ markieren zu können, *zwangsläufig* über einen antagonistischen, daran angrenzenden Bereich der Abweichung, Differenz und des Ausschlusses definieren und können sich *nur so* selbst hervorbringen (vgl. ebd., S. 30 sowie Stäheli 2000, S. 62). Diese Ausschlusslogik normativer Grenzen gilt allerdings nicht nur für den gesamten Pool an vorhandenen Identitäten bzw. auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, sondern lässt sich ebenso auf das einzelne Subjekt herunterkürzen (vgl. Villa 2008, S. 152): Die gesellschaftliche Forderung, eine kohärente und kontinuierliche (Geschlechts-)Identität *anzunehmen* (vgl. Butler 1991, S. 37 ff.), impliziert dabei eine gleichzeitige Verwerfung all jener anderen möglichen (aber vielleicht nicht kulturell intelligiblen) Identitätsentwürfe (vgl. Villa 2008, S. 152 sowie Geipel/Mecheril 2014, S. 41):

Das heißt, mit der mit Interpellationen verbundenen *zeitweiligen Totalisierung* ... subjektbezogener Identitätskategorien geht eine gewaltvolle Produktion und Unsichtbarmachung temporärer Ausschlüsse einher, welche wiederum dem Individuum zu einem Dasein als intelligibles Subjekt verhelfen (ebd., S. 40, mit Bezug auf Butler 1996, S. 16, Herv. im Original).

¹⁶ Diese Anrufungen könnten vom Subjekt zwar theoretisch ‚ausgeschlagen‘ werden, entfalten aber im Rahmen des verdeckten Zwangs der Intelligibilität eine beinahe *unausweichliche* normative Kraft, da das Subjekt im Grunde vor die Wahl zwischen dem Menschlichen und dem Nicht-Menschlichen gestellt wird (vgl. Butler 1997, S. 30 sowie Plößer 2013, S. 202, siehe außerdem Kapitel 4.2.1).

¹⁷ Der Aspekt der Qualifizierung wird noch genauer in Kapitel 4.2.1 thematisiert.

Sobald sich das Subjekt dann also auf seine Anrufung umwendet, wird es von dieser (zumindest zeitweise¹⁸) konstitutiv und umfassend bezeichnet (vgl. Mecheril/Plößer 2012, S. 126): Seine Identität bildet sich somit aus allem, was es ist und ebenso aus allem, was es *nicht* ist und wird folglich durch beide Komponenten gleichsam normativ hervorgebracht (vgl. Villa 2008, S. 152). Identität ist damit kein im sozialarbeiterischen Sinne kreativer Prozess der subjektiven Selbsterarbeitung, sondern eine machtbestimmte Annahme und Reproduktion von vorgängigen gesellschaftlichen Normen (vgl. Mecheril/Plößer 2012, S. 126): Im Zuge ihrer Identitäts*annahme* können die nunmehr ‚identitär erfassten‘ Subjekte also fast schon „als passive Empfänger eines unumstößlichen kulturellen Gesetzes verstanden werden“ (Butler 1991, S. 25), welches es ihnen erlaubt, im obigen Sinne (geschlechtlich) sichtbar zu werden.¹⁹

Die bereits im Zuge der Analyse des Butler’schen Subjekts angesprochene Identitätspolitik des Feminismus (siehe Kapitel 2.2.2) wie auch die anderer Instanzen mit gesellschaftlich vermittelter Definitionsmacht (so auch die der Sozialen Arbeit) betreibt ihre Repräsentation nach einer Einschluss-Ausschluss-Logik nicht nur für intelligible Subjekte sondern auch für deren entsprechend leb- und denkbaren *Identitäten* (vgl. Butler 1991, S. 209): So geht der Feminismus beispielsweise, indem er auf *die* Frauen als seine zu repräsentierenden Subjekte rekurriert, auch von einer gemeinsamen weiblichen Identität ebenjener Subjekte aus und verwirft damit alle weiteren Möglichkeiten von (weiblichen) Identität(en) (vgl. ebd., S. 18 ff. sowie S. 209). Es stellt sich also die Frage, entlang welcher Richtwerte bzw. Kriterien der Repräsentation die *Soziale Arbeit* bestimmte Identitäten in ihre Hilfeprozesse miteinschließt und welche anderen sie davon unweigerlich ausschließt (vgl. Plößer 2013, S. 208). Was bedeutet es außerdem für die Soziale Arbeit, Identitäten gerade *nicht* als subjektive Wahl oder Projekt zu begreifen, sondern als gesellschaftlich induzierte, „machtvolle Effekte einer Subjektivierung, die entlang binär und hierarchisch organisierter Differenzordnungen statthat und Verwerfungen und Verluste produziert“ (Mecheril/Plößer 2012, S. 126)? Ist Identitätsarbeit als Gegenstand Sozialer Arbeit nach dem Butler’schen Verständnis dann überhaupt noch möglich, notwendig oder angesichts der vorhandenen Gefahr der ‚Ausschließung durch Einschließung‘ (vgl. Butler 1991, S. 20 f.) gar moralisch vertretbar? Wie könnte sich die Soziale Arbeit, wenn nicht auf deren vermeintlich feste Identitäten, dann auf ihre Subjekte als ‚AdressatInnen‘ beziehen, um Hilfeprozesse zu initiieren? Und mit welcher Intention, mit welchem Ziel sollte sie dies tun?

¹⁸ Wie und warum Anrufungen und damit auch die Kategorien der Identität über Wiederholungen funktionieren, wird im folgenden Kapitel (3.2.2) zum Inhalt gemacht.

¹⁹ Welche subversiven Möglichkeiten sich in Bezug auf diese vermeintlich fixen Gesetzmäßigkeiten für die Subjekte auf tun, wird ebenso Gegenstand des folgenden Kapitels (3.2.2) sein.

3.2.2 Dekonstruktion und subversives Spiel

Die Tatsache, dass das Subjekt und seine Identität sprachlich-diskursiv hervorgebracht sind und nur aufgrund dessen intelligibel werden können, schließt nach Butler nicht zwangsläufig die Möglichkeit aus, diesen unterwerfenden Anrufungen etwas Widerständiges entgegenzusetzen oder mit den scheinbar fixen Bedeutungen zu spielen (vgl. Butler 1991, S. 60 f.). Bevor diese Möglichkeiten der Subversion und Dekonstruktion aber ins Auge gefasst werden können, empfiehlt es sich zunächst, einen groben Blick auf die zu unterwandernden Diskurse in ihrer performativen und auf Konventionen und Wiederholungen beruhenden Beschaffenheit zu werfen (vgl. Villa 2008, S. 150):

Gesellschaftliche Diskurse, so ging dies aus Kapitel 2.2.1 hervor, sind machtvollen, sinnproduzierende sprachliche ‚Regimes‘, die Subjekte entlang ihrer errichteten kulturellen Normen-Matrizes (so z.B. der Heteronormativität) hervorbringen und sie diesen gleichzeitig im Zuge Intelligibilität verleihender Anrufungen unterwerfen (vgl. Bublitz 2005, S. 33 f.). Subjekte stehen also in einer Art paradoxem Verhältnis zu den sie hervorbringenden Diskursen (vgl. ebd., S. 98). Die Wirkmacht der diesen Subjekten vorgängigen Normen entfaltet und hält sich über deren ständige Wiederholung und Zitierung (vgl. ebd., S. 31 ff.). Dies zum einen, da Sprache allem in der Welt vorausgeht und erst durch ihre Erfassung einen Sinn und damit Existenz zuschreibt, Subjekte sich mithin auf bereits bestehende Sinn- und Bedeutungssysteme beziehen *müssen* und daher zwangsläufig – wenn auch nicht auf identische Weise – dazu angehalten sind, aus den bereits bestehenden Diskursen zu zitieren (vgl. Maihofer 1995, S. 42 f. sowie S. 47). Zum anderen entfaltet sich deren Macht durch die aus performativen Sprechakten entstandenen kulturellen *Konventionen*²⁰ als gewissermaßen *tradierte* Wiederholungen bzw. Zitationen, die das, was sie benennen, zugleich in der Realität hervorgerufen - Gesagtes kommt in diesem Fall also einer Handlung gleich (vgl. Koller 2014, S. 30): Performativität versteht sich demnach „als die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt“ (Butler 1997, S. 22). So gehen beispielsweise mit dem tradierten Verständnis über Männer und Frauen, also über Geschlechtsidentitäten, spezifische normative Erwartungen einher, welche in der Benennung/Anrufung von Subjekten *als* Männer oder Frauen eingelagert sind, dort hervorgerufen (also wiederholt) werden und die Subjekte bei deren Umwendung *entlang dieser Normen* als dem entsprechende Männer oder Frauen konstituieren (vgl. Stäheli 2000, S. 64 f.). Diese Normen beabsichtigen bekanntlich die Einschränkung der Vielfalt an möglichen Lebenswei-

²⁰ „Solche Konventionen implizieren auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die sich etwa in unterschiedlichen Definitionsmächtigkeiten oder in Autoritäts- und Hierarchiepositionen einer konkreten Redesituation niederschlagen“ (Villa 2008, S. 150), wodurch von vorneherein klare Abläufe sowie eine eindeutige Rollenverteilung in die Situation eingeschrieben sind.

sen auf lediglich diejenigen, welche innerhalb dieser Matrizes als intelligibel und demnach ‚zitierwürdig‘ und performativ ‚wiederholenswert‘ erscheinen (vgl. ebd.).

Wenn also die Wiederholung der sprachlich und damit normativ vorstrukturierten Welt durch die darin eintretenden Subjekte unabdingbar ist, wie kann dann dennoch Neues entstehen oder das begriffliche Feld normativ verengter Diskurse zugunsten einer größeren Intelligibilität von Lebensweisen erweitert werden (vgl. Butler 2009, S. 9 ff.)? Für Butler stellt sich hier nicht die Frage „ob, sondern *wie* [Herv. – M.S.] [wir] wiederholen – nämlich jene Geschlechter-Normen, die die Wiederholung selbst ermöglichen, wiederholen und durch eine radikale Vervielfältigung der Geschlechtsidentität *verschieben*“ (Butler 1991, S. 217, Herv. im Original). Das bedeutet, dass es trotz des Zwanges, zu wiederholen, nicht ausgeschlossen ist, die normativen Anrufungen und damit einhergehenden Bezeichnungspraktiken zu unterwandern und ihren scheinbar festgeschriebenen Sinn neu zu besetzen, zu resignifizieren (vgl. Schütte-Bäumner 2007, S. 246 sowie Butler 1991, S. 213). Denn gerade *weil* die institutionalisierten Normen-Matrizes sich scheinbar nur in ihrer ständigen Wiederholung aufrechterhalten können und so auch Identität als unabschließbarer Prozess vom Subjekt immer wieder unter Beweis gestellt werden muss, können ihre Kategorien als eindeutig *instabil* entlarvt werden (vgl. ebd., S. 209 und S. 215):

Daß diese ständige Wiederholung notwendig ist, zeigt, daß die Materialisierung nie ganz vollendet ist, daß die Körper sich nie völlig den Normen fügen, mit denen ihre Materialisierung erzwungen wird. Es sind sogar die durch diesen Prozeß hervorgebrachten Instabilitäten, die Möglichkeiten der Re-Materialisierung, die einen Bereich kennzeichnen, in dem die Kraft des regulierenden Gesetzes gegen dieses selbst gewendet werden kann, um Neuartikulationen hervorzutreiben, die die hegemoniale Kraft eben dieses Gesetzes in Frage stellen (Butler 1997, S. 21).

Diese ‚Neuartikulationen‘ sind für Butler innerhalb *subversiver* Wiederholungen möglich, die mit den gegebenen Bedeutungen spielen, diese umdeuten, verschieben, parodistisch belächeln und zuspitzen und so ihrer angeblichen Natürlichkeit berauben (vgl. Butler 1991, S. 61 sowie Schütte-Bäumner 2007, S. 246 f.). So entpuppt sich am Beispiel der Travestie „[i]n der parodistischen Kopie ... das ‚Original‘, die herkömmliche Geschlechtlichkeit, selbst als Inszenierung“ (Maihofer 1995, S. 43). Solche Perturbationen können dazu fähig sein, vermeintliche Ontologien zu destabilisieren und ihre Künstlichkeit aufzuzeigen, können somit als „Versuch, zur Geschlechter-Verwirrung anzustiften“ (Butler 1991, S. 61), gedeutet werden. Ziel ist es dabei vor allem, „die Geschlechter- [und Identitäts- - M.S.]Konfigurationen zu vervielfältigen“ (ebd., S. 215), um einerseits der Ausschluss-Praktik der normativen Sinnsysteme ihre Wirkmacht zu entziehen sowie andererseits die bisher verworfenen Identitäten in den Bereich des Intelligiblen miteinzuschließen, um diesen die bisher verwehrte Möglichkeit zur Artikulation zu verschaffen (vgl. ebd. sowie S. 218 und Butler 1997, S. 30).

Denn gerade in der *Artikulation*, sowohl in Bezug auf Subjektivierungsweisen als auch auf Identitätskonstruktionen, ergeben sich entscheidende Möglichkeiten der Umstrukturierung sowie der Um- bzw. Neuformulierung von Diskursen (vgl. Stäheli 2000, S. 63):

Der Artikulationsbegriff beruht auf der Annahme, dass letztlich kein Element notwendig mit einem anderen verbunden werden muss, sondern deren Artikulation stets kontingent ist. Auch das, was ansonsten häufig als unverrückbar dargestellt wird, gerät nun in die Verwicklungen und Kämpfe um unterschiedliche Artikulationen (ebd.).

Wenn bei Butler also die Dekonstruktion im Zuge ihres kritisch-genealogischen Vorgehens als ihr Instrument zur Aufdeckung verschleierter und verschleiender Machtmechanismen und Naturalisierungsprozesse zu deuten ist, so kann die damit verbundene Aufforderung zur Subversion als Ermöglichung der Artikulation verstanden werden (vgl. Butler 1991, S. 218). Dies ist die Möglichkeit des Subjekts, *innerhalb* und *entlang* der es einsetzenden Diskurse diesen etwas Eigenes, Widerständiges entgegenzubringen, sich also *kritisch* auf seine Anrufungen zu beziehen (vgl. ebd., S. 213). Es ist somit fähig, die ihm aufgestülpten Kategorien nicht lediglich „diskursiv-interpellativ“ (Mecheril/Plößer 2012, S. 128) anzunehmen, sondern diese „iterativ-performativ“ (ebd.) in ihren Bedeutungen zu unterwandern, zu verändern, zu vervielfältigen und so vor allem weniger einschränkend zu gestalten (vgl. Butler 1991, S. 60 f.). Kritisch zu fragen ist hier jedoch, ob das Subjekt, wenn es die gängigen, übermächtigen Diskurse unterwandern will (obgleich es die Möglichkeit zur Subversion theoretisch *hat*), hierzu tatsächlich imstande ist, wenn doch die Gefahr besteht, aus dem intelligiblen und leb-baren Bereich der Gesellschaft herauszufallen und ins gesellschaftlich verworfene ‚Außen‘ zu geraten (vgl. Butler 1997, S. 23).

Wie könnte die Soziale Arbeit denjenigen Subjekten helfen, die die vorhandenen, einschrän-kenden Diskurse wirksam resignifizieren wollen, sich aber nicht alleine dazu imstande füh-len? Welche Möglichkeiten bieten sich hier gerade auf Seiten der Sozialen Arbeit als Profes-sion ‚an der Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft‘? Und worauf muss bzw. darf sich die Soziale Arbeit dabei beziehen, und vor allem: worauf nicht, wenn sie nicht erneut funda-mentalistischen Repräsentationsversuchen verfallen will, die dieses Ziel zwangsläufig auf-grund der mitkonstruierten Ausschlüsse verfehlen (vgl. Butler 1991, S. 218)? Im Zuge des nun zu vollziehenden zweiten Syntheseversuchs des sozialarbeiterischen mit dem But-ler’schen Identitätsverständnisses wird sich schließlich zeigen, ob und wenn ja: *wie* sich das Butler’sche Identitätskonzept in die Soziale Arbeit integrieren lässt und welche neuen Anstöße und auch Herausforderungen sich daraus für die Praxis und den Diskurs der Sozialen Arbeit ergeben.

3.3 Syntheseversuch II: Was passiert mit den Identitäten in der Sozialen Arbeit?

So, wie es scheint, stehen sich das Identitätskonzept der Sozialen Arbeit und das von Judith Butler in offenbar unauflöslicher Ambivalenz entgegen, lassen doch beide Konzepte bei einer direkten Gegenüberstellung zunächst keine Schnittmengen oder konzeptuellen Gemeinsamkeiten vermuten, die der angestrebten Theorieintegration Butlers förderlich bzw. vielmehr deren notwendige Bedingung wären:

Auf der einen Seite vertritt die Soziale Arbeit ein überwiegend auf mikrosoziologischer Ebene verbleibendes, also primär *subjektorientiertes* Verständnis von Identität (vgl. Scherr 2009, S. 126 ff.). Die vom Subjekt zu vollziehende Identitätserarbeitung stellt sich dabei – ganz im Gegensatz zu früheren Auffassungen – nicht mehr als originär jugendspezifische Entwicklungsaufgabe dar, die nach Durchlaufen einer krisenhaften „Phase der Identitätssuche“ (ebd., S. 125) als grundsätzlich abschließbar gilt, sondern nunmehr als „permanente[-] Verknüpfungsarbeit“ (Keupp et al. 2002, S. 190) zwischen Anforderungen und Einflüssen aus der sozialen Umwelt und dem inneren Erleben und den Bedürfnissen des Individuums zu verstehen ist (vgl. ebd., S. 215 f. sowie Göppel 2005, S. 218 f.). Entlang der Umbrüche der Postmoderne und den damit einhergehenden gesellschaftlichen sowie identitätsbezogenen Fragmentierungsprozessen muss diese Passungsleistung also vielmehr als unauflösbar ambivalente, heterogene und unsichere Aufgabe gedeutet werden, welche das Subjekt nun vor die lebenslange Herausforderung stellt, seine Identität als „unabschließbares Wirken am Patchwork“ (Keupp et al. 2002, S. 266), mithin als jederzeit neu zu konzipierendes und deshalb potentiell *verwerfbares* Projekt zu begreifen (vgl. Reckwitz 2012, S. 125 f. sowie Keupp 2011, S. 636 f.). So wird Identität zwar teilweise erheblich durch gesellschaftliche Entwicklungs- und Umbruchsverhältnisse beeinflusst, aber hierbei dennoch als genuine und alleinige Aufgabe des *Subjekts* angesehen (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 17 f.).

Auf der anderen Seite hingegen steht Butler für eine grundsätzlich *identitätskritische* Position, welche sich durch ihre vorherrschend makrosoziologische Ausrichtung ergibt und zu einem Identitätskonzept führt, welches diese als zwar begrenzt subjektiv beeinflussbare, aber dennoch vollständig *gesellschaftlich induzierte* Bezeichnungspraxis zur Regulierung subjektiver Lebensweisen begreift (vgl. Butler 1991, S. 212 f.). Identität wird demnach nicht subjektiv erarbeitet, sondern muss vielmehr subjektiv *angenommen* bzw. in ihrer kategorialen Engfassung *ertragen* werden, um gesellschaftliche Existenz und Anerkennung zu erhalten, sprich ein intelligibles Subjekt zu werden (vgl. Butler 1997, S. 29 f.). Indem Subjekte also eine denk- und lebbare Identität benötigen, um als zwar diskursiv hervorgebrachte und jenen gesellschaftlichen Normen unterworfenen, aber als hierdurch *sichtbare* und *anerkannte* Subjekte gelten zu können, muss es gleichzeitig (zur Festigung und Stärkung des Bereichs des

intelligiblen Lebens) einen gesellschaftlich ausgegrenzten Bereich geben, in den diejenigen Subjekte fallen, die aufgrund ihrer kategorial nicht erfassbaren (Geschlechts-)Identität als „verworfen[e]-Wesen“ (ebd., S. 23) gelten (vgl. ebd. sowie S. 30). Jedoch ergeben sich aufgrund der lediglichen *Schein*-Ontologie naturalisierter Identitätskategorien Möglichkeiten der Subversion und Resignifikation, welche dazu imstande sind, die auf Wiederholung angewiesenen sprachlichen Diskurse in ihren festgefahrenen Bedeutungen parodistisch zu unterwandern und zugunsten einer größeren lebberen Identitätsvielfalt zu destabilisieren (vgl. Maihofer 1995, S. 42 ff. sowie Schütte-Bäumner 2007, S. 246 f.).

Ob diese nun noch einmal zusammenfassend dargelegten, scheinbar ambivalenten Identitätskonzepte nicht vielmehr als unterschiedliche Akzentuierungen bzw. Herangehensweisen an denselben Gegenstand zu verstehen sind und sich folglich beide Verständnisse womöglich sogar in einem theorieerweiternden Sinne miteinander verknüpfen lassen, soll an dieser Stelle anhand von drei für die hier angestrebte Konzeptsynthese zentralen Fragen²¹ herausgearbeitet und beantwortet werden:

1. Welche konkreten Veränderungen würden sich aus einer verstärkt makrosoziologischen und kritisch-genealogischen Betrachtung von Gesellschaft für die Soziale Arbeit ergeben? Wie würde sich also der Butler'sche Blick auf Gesellschaft auf das sozialarbeiterische Identitätsverständnis auswirken?

Eine zunächst nicht offensichtliche, aber dennoch zentrale Gemeinsamkeit beider Identitätskonzepte ist das identitätslogisch verfasste Subjekt: Die Soziale Arbeit versucht dieses in seiner Identitätserarbeitung in Phasen der Orientierungslosigkeit und des Kontrollverlusts aufgrund der heterogenen und pluralen Gegenwartsgesellschaft, angesichts der fortschreitenden Fragmentierungsprozesse sowie der Gefahr des Scheiterns an der alltäglich geforderten, höchst unsicheren und stets wieder verwerfbareren Passungsarbeit vermittels spezifischer Hilfeinterventionen zu unterstützen (vgl. Scherr 2009, S. 87 und S. 125 sowie Keupp et al. 2002, S. 266-269). Das heißt, das Subjekt soll wieder in die *gegebenen* Strukturen integriert werden, sodass es *innerhalb* dieser wieder handlungsfähig wird, erneut die darin enthaltenen Ambivalenzen auszuhalten imstande ist und so die gefragte Identitätsarbeit abermals leisten kann (vgl. Keupp 2011, S. 637 ff.). Genau hier setzt Judith Butler an und entlarvt die Gesellschaft nicht nur als Auslöserin der für das identitätskonstruierende Subjekt problematischen Lage, sondern ebenso als diejenige Instanz, welche kohärente²², beschreib- und einordbare Identitäten als solche erst entlang normativer Diskurse hervorbringt und einfor-

²¹ Diese Fragen verbinden die im Laufe des Kapitels aufgeworfenen und teilweise im ersten Synthesversuch noch offen gebliebenen Fragen inhaltlich miteinander und versuchen hierdurch, eine möglichst große ‚Themendeckkraft‘ und lückenlose Konzeptsynthese zu gewährleisten.

²² Hiermit ist nach Butler insbesondere die Kohärenz von Geschlecht, Sexualität, Begehren und Geschlechtsidentität gemeint (vgl. Butler 1991, S. 38).

dert, um die Lebensweisen der Subjekte effektiv regulieren und mittels machtvoller Normen der Intelligibilität einschränken zu können (vgl. Butler 1991, S. 212 f.). Die identitätslogische Verfasstheit des Subjekts ist also auf keinen natürlichen Ursprung oder eine „Ontologie der Person[-]“ (ebd., S. 18) zurückzuführen, sondern vielmehr als *Effekt* normativer Diskurse zu verstehen, welche den Subjekten eine intelligible Identität als Menschlichkeit verleihende „Verpflichtung an Normen“ (Mecheril/Plößer 2012, S. 141) ‚nahelegen‘ bzw. aufgrund ihrer unausgesprochenen Verbindlichkeit vielmehr *zumuten* (vgl. Butler 1991, S. 38 f.).

Mit einer Butler'schen Inblicknahme von Identität als gesellschaftlicher Unterwerfungsmechanismus ist es der Sozialen Arbeit möglich, eine sowohl gesellschaftskritische als auch veränderungsinteressierte und d.h. ihrerseits *subversive* Position einnehmen zu können, um bestehende Normen zu hinterfragen und im besten Falle erfolgreich zu erweitern (vgl. Bublitz 2005, S. 44 ff. und S. 74). Denn: Zentrales Anliegen von Butlers kritischer Genealogie vermeintlicher Geschlechter- und Identitäts-Ontologien liegt vor allem darin, und dies macht neben ihrem dekonstruktivistischen Impetus insbesondere ihr theoretisches Innovationspotential aus, nicht nur problematische Naturalisierungspraktiken und ausschließende Intelligibilitätsverfahren *aufzudecken*, sondern auch danach zu fragen, wie diese Erkenntnisse *sinnvoll genutzt* werden können (vgl. Schütte-Bäumner 2007, S. 246 f.). So können mittels Praktiken der Subversion die bisher einschränkenden Normen aufgebrochen, zugunsten einer größeren Heterogenität an möglichen Lebensweisen vervielfältigt und so vor allem *einschließender* umformuliert, d.h. die kulturellen Zonen des Lebbareren stetig weiter ausgebaut werden (vgl. Butler 1991, S. 218). Gerade die Soziale Arbeit als Akteurin an der ‚Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft‘ und als Instanz mit gesellschaftlicher Definitionsmacht könnte im Vergleich zu subversiv agierenden Einzelnen eine größere Reichweite erzielen sowie jenen, die sich zur Subversion nicht imstande fühlen, unterstützend beistehen und damit maßgeblich zu einer „Dekonstruktion *der* [Herv. – M.S.] Identität“ (ebd.) beitragen. Was muss die Soziale Arbeit hierbei aber beachten, um nicht erneute, machtvolle Ausschließungen zu produzieren und so einen vielmehr *gegenläufigen* Effekt zu erzielen – insbesondere angesichts ihres gesellschaftlichen Auftrages?

II. Wie ist die Soziale Arbeit selbst in identitätsbezogene Ein- und Ausschlussprozesse involviert? Entlang welcher Richtwerte bzw. Kriterien der Repräsentation schließt die Soziale Arbeit also bestimmte Identitäten in ihre Hilfeprozesse mit ein und welche anderen schließt sie davon unweigerlich aus?

Wie im ersten Syntheseversuch bereits angeklungen, ist die Soziale Arbeit aufgrund ihrer auftrags- und rollenimmanenten Involvierung in Differenzierungs- und Bezeichnungspraktiken in Bezug auf problematische bzw. *problematisierte* Subjektivierungsweisen unausweichlich „Teil des Normierungsproblems“ (Plößer 2013, S. 208): So richtet sich die sozialarbeiterische Praxis lediglich an diejenigen Subjekte, die der identitätsbezogenen Unterstützung

durch die Soziale Arbeit *bedürfen* (vgl. ebd., S. 207 f.). Doch was heißt das genau? Während die Soziale Arbeit annimmt, ‚ihre‘ Subjekte sowie deren Identitäten mittels spezifisch problembezogener Definitionen vollständig erfassen und sie auf Grundlage dessen als ihre ‚AdressatInnen‘ repräsentieren und erreichen zu können, unterliegt sie genau jenem ‚Repräsentations-Ausschließungs-Paradoxon‘, welchem Butler eine ‚fundamentalistische Verkürzung‘ und damit eine „grobe[-] Fehlrepräsentation“ (Butler 1991, S. 20) vorwirft: Indem die Soziale Arbeit also ausschließlich diejenigen Subjekte anruft, die entlang bestimmter, *vorab festgelegter* normativer Kriterien an der Identitätsaufgabe (zu) scheitern (drohen), schließt sie damit automatisch alle anderen Subjekte aus ihrer Hilfe aus, die vielleicht dennoch einen diesbezüglichen Unterstützungsbedarf haben, aber aufgrund der kategorialen Engfassung dessen, was ein/e ‚AdressatIn‘ Sozialer Arbeit ist und welche Identitätsentwürfe als ‚gefährdet‘ gelten können²³, als nicht erfassbar - also in diesem Sinne als *nicht intelligibel* – zu werten sind (vgl. Plößer 2013, S. 207 f. sowie Butler 1991, S. 218). So konstruiert die Soziale Arbeit in der Ausformulierung von Hilfebedarfen also gleichzeitig einen Bereich verworfener Identitäten und Subjekte mit, welche durch diese „Matrix mit Ausschlußcharakter“ (Butler 1997, S. 23) ins Abseits gedrängt werden (vgl. Plößer 2013, S. 208). Um dies zu vermeiden, sollte sich die Soziale Arbeit somit möglichst von abschließenden Definitionen distanzieren, um nicht bereits *vor* der Hilfeintervention wirkmächtige Ausschlüsse zu produzieren (vgl. ebd.). Ihre dennoch vorhandene, unweigerliche Verstrickung in die gesellschaftlichen Diskurse kann jedoch die Chance bieten, diese Verstrickung zugunsten einer kritischen Demaskierung und anschließenden Erweiterung der bis dato einschränkenden Normen produktiv zu nutzen und im obigen, subversiven Sinne dafür zu sorgen, dass ‚Andersheit‘ bzw. Differenz normativ weniger eingeschränkt oder als solche gar kulturell verworfen wird (vgl. ebd., S. 210):

III. Wie kann also die Soziale Arbeit ihren ‚Auftragsgegenstand‘ neu bzw. nach Butler offener und integrativer definieren? Mit welcher Intention sollten dabei Hilfeprozesse initiiert werden? Und vor allem: Was passiert schließlich mit den Identitäten in der Sozialen Arbeit?

Gemeinsames Ziel von Sozialer Arbeit und Judith Butler ist die Wiedererlangung und/oder Erweiterung der Handlungsfähigkeit des Subjekts in den jeweils vorzufindenden gesellschaftlichen Strukturen (vgl. Böhnisch 2008, S. 35 ff. sowie Butler 1991, S. 209-213). Statt einer rein mikrosoziologisch vorgehenden Reintegration des Subjekts (vgl. Böhnisch 2008, S. 35 f., siehe auch Kapitel 4.1.1 und 4.1.2) ist es im Vergleich zur Sozialen Arbeit jedoch vielmehr Butlers Anliegen, dieses zwar *innerhalb* der normativen Strukturen handlungsfähig zu machen, diese Strukturen aber für neue, vielfältigere Konstruktions- und damit Artikulationsmög-

²³ In der Sozialen Arbeit werden Hilfebedarfe (bislang) stets entlang bestimmter Kriterien definiert, um Interventionen veranlassen und ein sozialarbeiterisches Eingreifen kenntlich machen und legitimieren zu können (vgl. hierzu bspw. Böhnisch 2008 und 2016 sowie Scherr 1997 und 2009).

lichkeiten von Identität für die Subjekte zu öffnen (vgl. Butler 1991, S. 216 ff.).²⁴ So sollte es der Sozialen Arbeit also nicht um die Dekonstruktion bzw. Verwerfung von Identität als solcher gehen, sondern vielmehr um eine drastische Vervielfältigung dieser (vgl. ebd.). Dies ist jedoch nur möglich, wenn sie „den Verdinglichungen von Geschlechtsidentität und Identität entgegentritt“ (ebd., S. 21), indem diese als repräsentierbare, *stabile* Kategorien an Macht und damit an *Relevanz* verlieren (vgl. ebd., S. 35). Damit ist es innerhalb dieser gesellschaftlichen Diskurse nunmehr die Aufgabe Sozialer Arbeit, „zwischen den Normen und Konventionen zu unterscheiden, die es den Menschen erlauben, zu atmen, zu begehren, zu lieben und zu leben, und solchen Normen und Konventionen, welche die Lebensbedingungen selbst einengen oder aushöhlen“ (Butler 2009, S. 20). Ergo wäre eine ‚Butler’sche‘ Intention Sozialer Arbeit, Identitätskonstruktionen als grundsätzlich *veränderbar* anzusehen und diese Gegebenheit in der Arbeit mit den ‚AdressatInnen‘ als konstitutive Voraussetzung zu berücksichtigen, entsprechend also nicht mit den *eigenen* Begriffen, sondern mit denen der ‚AdressatInnen‘ zu arbeiten (vgl. Plößer 2013, S. 211). Nur so kann ein automatischer Ausschluss potentieller ‚AdressatInnen‘ durch kategoriengeleitete Definitionen vermieden und stattdessen eine begriffliche Weithaltung gewährleistet sowie außerdem die sozialarbeiterische Praxis weniger einschränkend und differenzierend gestaltet werden (vgl. Butler 1991, S. 35). „Die definitorische Unvollständigkeit der Kategorie [Identität – M.S.] könnte dann als normatives Ideal dienen, das von jeder zwanghaften Einschränkung befreit ist“ (ebd.).

Es zeigt sich: Auch das Identitätskonzept von Judith Butler lässt sich mittels einer wachsaamen und selbstkritischen Analyse in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit integrieren. Dies könnte sich zwar in der Realität einerseits als große Herausforderung darstellen, da die Soziale Arbeit eine Profession ist, welche sich umfangreich auf Definitionen stützt²⁵. Andererseits könnte sie in dieser Form aber *reale* (und nicht lediglich semantische) Fortschritte in der eigens angestrebten Distanzierung von Verfahren der Normalisierung und Etikettierung machen (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 55), da hiermit die zwangsläufige Verwicklung in normative Diskurse zwar nicht gänzlich vor differenzierenden Praktiken der Anrufung bewahren kann, diese aber durch den Verzicht auf abschließende Definitionen sowohl auf Subjekt- als auch auf Identitätsebene weniger einschränkend definiert werden und so für eine deutliche Vergrößerung des „Bereich[s] des Denk- und Lebbareren“ (Villa 2008, S. 149) sorgen können (vgl. Plößer 2013, S. 210).

²⁴ Der Aspekt der Handlungsfähigkeit wird in Kapitel 4 noch genauer beleuchtet.

²⁵ Dies belegen beispielsweise alle in dieser Arbeit aufgeführten sozialarbeiterischen Theorien.

4. Anerkennung

Eine zentrale lebensgeschichtliche und soziale Bedingung der Entwicklung und Entfaltung von Subjektivität kann als soziale Anerkennung des Individuums beschrieben werden Nur wenn wir die Erfahrung machen, daß unsere besonderen Eigenschaften, das, was uns als Person ausmacht, sozial anerkannt und respektiert wird, können wir auch uns selbst als Personen erkennen und achten, Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen entwickeln (Scherr 1997, S. 50 f., mit Bezug auf Honneth 1992 und Popitz 1992, S. 132 ff.).

Die Bestimmungen, anhand deren wir als menschlich anerkannt werden, sind gesellschaftlich artikuliert und veränderbar. Und manchmal sind die gleichen Bestimmungen, die einigen Individuen ‚Menschlichkeit‘ verleihen, genau dieselben, die gewisse andere Individuen um die Möglichkeit bringen, diesen Status zu erreichen, indem sie eine Ungleichartigkeit zwischen dem Menschlichen und dem eingeschränkt Menschlichen erzeugen (Butler 2009, S. 10).

4.1 Anerkennung in der Sozialen Arbeit

Die Soziale Arbeit versteht sich wesentlich „als Anerkennungsarbeit“ (Sauerwald 2002, S. 32, vgl. hierzu auch Holland-Cunz 2011, S. 37). Als eine solche versteht sie sich dabei gleich in einem *doppelten Sinne*: Zum einen ist es ihr professionelles Ziel und Anliegen, ihren ‚AdressatInnen‘ mittels insbesondere sozialintegrativer Interventionen (erneut) zu sozialer Anerkennung und damit eng verbunden (gedacht) auch zu einem Gefühl von Selbstachtung zu verhelfen (vgl. Heite 2011, S. 50 sowie Scherr 1997, S. 51). Zum anderen geht sie in der konkreten Interaktion mit ihren ‚AdressatInnen‘ selbst anerkennend vor, indem sie diese nicht lediglich bzw. ausschließlich verhaltensbezogen *ändern*, sondern ihnen gleichzeitig vermitteln will, dass sie das zu bearbeitende ‚problematische‘ Verhalten nachvollziehen, d.h. verstehen und unter den gegebenen Lebensumständen der ‚AdressatInnen‘ *akzeptieren*²⁶ kann (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 54).

Aber wie genau, d.h. auf welche Weise und unter welchen Umständen werden Subjekte und deren Identitäten in und durch die Gesellschaft anerkannt? *Wofür* wird also Anerkennung ‚verteilt‘ und - vielleicht noch viel wichtiger - *wofür nicht*? Wie kann innerhalb dieser Bedingungen ‚gewährter‘ und ‚verwehrter‘ Anerkennung Handlungsfähigkeit gelingen? Und welche Rolle nimmt dabei die Soziale Arbeit ein? Es stellt sich also nach der Erarbeitung des sozialarbeiterischen Subjekt- und Identitätsverständnisses nun die zentrale Frage, welches konkrete Anerkennungskonzept die Soziale Arbeit vertritt.

²⁶ Lothar Böhnisch und Wolfgang Schröer sprechen in diesem Zusammenhang von „[f]unktionale[r] Anerkennung [als] ... Kern akzeptierender Sozialarbeit“ (Böhnisch/Schröer 2013, S. 53 f.).

Um dies genauer zu erörtern, wird zunächst in den Blick genommen, welches der anerkennungsbezogene Gegenstand Sozialer Arbeit ist, sprich *wofür genau* das (sozialarbeiterische) Subjekt in der Gesellschaft anerkannt wird. Hierzu wird die Identitätsarbeit des Subjekts als zu vollziehende Passungsarbeit in die Gesellschaft herangezogen und dabei kritisch betrachtet, wie die ersehnte Anerkennung durch die Gesellschaft an deren unbedingtes *Gelingen* geknüpft ist (vgl. Heite 2011, S. 49 ff. sowie Keupp et al. 2002, S. 268). Im darauffolgenden Schritt wird schließlich der Fokus auf das subjektive Streben nach Handlungsfähigkeit gelegt und wie diese innerhalb der Anerkennung-verwaltenden gesellschaftlichen (Macht-)Strukturen erlangt werden kann. Denn: Nicht nur „die Identitätsfrage [ist] von der Anerkennungsfrage nicht zu trennen“ (ebd., S. 252, mit Bezug auf Anselm 1997, S. 137), sondern auch die der subjektiven Handlungsfähigkeit (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 54).

4.1.1 *Anerkennung für eine gelungene Passungsarbeit des Individuums in die Gesellschaft*

Ein, wenn nicht *der* zentrale Bezugstheoretiker Sozialer Arbeit in Hinsicht auf Anerkennung ist Axel Honneth (vgl. hierzu u.a. Böhnisch/Schröer 2013, S. 54, Sauerwald 2002, S. 31-41, Rath 2002, S. 58, Holland-Cunz 2011, S. 36 und Jungblut 2002, S. 73-86). Seine Theorie zum „Kampf um Anerkennung“ (2012) kann als diesbezügliches Grundlagenwerk für die Soziale Arbeit betrachtet werden. Deshalb ist es ratsam, eine zumindest grobe Darstellung dieser den Ausführungen in diesem Kapitel voranzustellen:

Im Zuge seiner Analyse sozialer Konflikte hat Honneth *drei Grundformen der Anerkennung* herausgearbeitet, welche die betroffenen Subjekte bei Vorenthaltung oder Missachtung in ihrer Identitätsentwicklung erheblich einschränken²⁷ sowie je nach Anerkennungsform zu „einem permanenten Kampf“ (Honneth 2012, S. 205) um jene führen können (vgl. ebd, S. 112 sowie Keupp et al. 2002, S. 253). Diese drei Arten bzw. Formen der Anerkennung sind *erstens* die sogenannten „Primärbeziehungen“ (Honneth 2012, S. 211) wie sie in Liebes-, Freundschafts- und Familienkontexten zu finden sind und den Subjekten vermittels der Möglichkeit wechselseitiger Anerkennung sowie (emotionaler) Bedürfnisbefriedigung zu Selbstvertrauen verhelfen; *zweitens* die normativ verankerten Verhältnisse des Rechts, welche allgemeingültige, universale und moralische Prämissen beinhalten, die die Subjekte einander als „freie und gleiche“ (Keupp et al. 2002, S. 255) *Rechtssubjekte* erkennen lassen und dazu führen, sich als solche selbst sowie gegenseitig zu achten und schließlich *drittens* die Anerkennung der Subjekte durch die kulturelle Wertgemeinschaft in Form „einer [leistungsbezo-

²⁷ Diese identitätsbezogenen ‚Verletzungen‘ sind nach Honneth – in ihrer Reihenfolge den drei Formen der Anerkennung zuzuordnen – „Vergewaltigung, Entrechtung und Entwürdigung“ (Honneth 2012, S. 227).

genen - M.S.] sozialen Wertschätzung, die es ihnen erlaubt, sich auf ihre konkreten Eigenschaften und Fähigkeiten positiv zu beziehen“ (Honneth 2012, S. 196), was in der Folge zu eigener Selbstschätzung sowie innerhalb gesellschaftlicher Gruppen zu Solidarität führt (vgl. ebd., S. 211 sowie Jungblut 2002, S. 75 f. und Keupp et al. 2002, S. 254 ff.).

Insbesondere der sozialen Wertschätzung durch die Gesellschaft kommt in diesem Modell eine immense Wichtigkeit zu: Diese stellt – im Vergleich zu den ersten beiden Anerkennungsformen – vielmehr auf den individuellen, entlang gesellschaftlicher Kriterien bestimm- baren „*sozialen Wert* [Herv. – M.S.]“ (Honneth 2012, S. 206) einer Person bzw. sozialen Gruppe ab, d.h. inwiefern die jeweiligen Subjekte in Bezug auf die Realisierung bestimmter Ziele von der Gesellschaft als wertvoll und nützlich, mithin also als anerkenn- und wert- schätzbar *definiert* werden (vgl. ebd., S. 205 f.). Aus dieser (einschränkenden) Interpreta- tions- und Bewertungspraxis resultieren schließlich kulturelle Kämpfe verschiedener sozial und/oder ökonomisch benachteiligter Gruppen um gesellschaftliche Anerkennung mit dem Ziel der jeweiligen ‚Wertsteigerung‘ sowie einer entsprechenden ‚Re-Definierung‘ ihrer Le- bensweise, spezifischen Fähigkeiten und Eigenschaften *a/s* wertvoll und anerkennbar (vgl. ebd.).

Ganz besonders hier wird die konstitutive Macht gesellschaftlicher Anerkennungsverhältnis- se in Bezug auf die Identitätsbildung der involvierten Subjekte deutlich und wie diese deren Streben nach Selbstverwirklichung entweder unterstützen und tragen oder aber erheblich beeinträchtigen und so zum Entstehen jener sozialen Konflikte beitragen können (vgl. Rieg- ler 2016, S. 27 sowie Sauerwald 2002, S. 32). Angesichts dessen tragen soziale Konflikte nach Honneth aber auch das Potential „ein[es] kritische[n] Interpretationsrahmen[s] für ge- sellschaftliche Entwicklungsprozesse“ (Honneth 2012, S. 274) in sich, welcher die vorhande- nen Anerkennungsstrukturen auf ihre Ausgrenzungsmechanismen hin zu untersuchen und zu *hinterfragen* vermag (vgl. ebd. sowie Jungblut 2002, S. 80). Wie lässt sich nun Honneths (hier nur grob dargelegte) kritische Gesellschaftstheorie auf die Soziale Arbeit übertragen?

Ein solches Übertragungsmoment liegt laut Jungblut in der zentralen sozialarbeiterischen Aufgabe begründet, jene desintegrierten, um Anerkennung kämpfenden und in ihrer Identi- tätserarbeitung ‚strauchelnden‘ Subjekte mittels spezifischer Interventionen erneut in die Gesellschaft einzubinden (d.h. zu normalisieren) und ihnen hierdurch (wieder) zu gesell- schaftlicher Anerkennung zu verhelfen (vgl. ebd., S. 73 und S. 76). Die im Zuge dessen an- gestrebte ‚soziale Aufwertung‘ der Lebensweisen und Dispositionen der betroffenen Subjekte (s.o.) geht dabei mit einer *Anpassung* dieser an die gesellschaftlichen Verhältnisse bzw. An- forderungen einher, um die aufgestellten Kriterien für die bisher verwehrte Anerkennung hin- reichend erfüllen zu können (vgl. ebd.). Hierbei entpuppt sich die Identitätsarbeit der Subjek- te als in besonderem Maße durch jene gesellschaftlichen Ansprüche beeinflusst: Diese wird neben den bereits diskutierten gesellschaftlichen Effekten der Postmoderne außerdem maß-

geblich durch die immer unsicherer, d.h. *prekärer* und *flüchtiger* werdenden Möglichkeiten der Erfahrung von Anerkennung herausgefordert (vgl. Keupp et al. 2002, S. 260 f.). Insofern die Gesellschaft nämlich vermehrt die Anerkennungsfähigkeit einzelner Subjekte normativ begrenzt und kategorial einschränkt (vgl. Honneth 2012, S. 202 f. sowie Riegler 2016, S. 49 f.), muss sie von diesen stetig unter Beweis gestellt und so der eigene, anerkennungsbezogene Geltungsanspruch immer wieder aufs Neue verteidigt werden (vgl. Scherr 1997, S. 52). So ist die nach Keupp immer erneut gefragte Identitätsarbeit als alltägliche Passungsarbeit des Individuums in die Gesellschaft also nicht nur Produkt gegenwärtiger Fragmentierungs- sowie oft ambivalenter Pluralisierungsprozesse, sondern ebenso Ergebnis ungleich verteilter, normativ regulierter Vergabeverfahren von Anerkennung in und durch die Gesellschaft (vgl. Keupp et al. 2002, S. 266-269 sowie Heite 2011, S. 49). Jenen, denen diese Herausforderung postmoderner Identitätsarbeit entlang der gesellschaftlichen Vorgaben und Kriterien gelingt, können sich der sozialen Anerkennung (zeitweise) sicher sein, während diejenigen Subjekte, die an der Aufgabe scheitern, von jener Anerkennung ausgeschlossen werden (vgl. ebd. sowie Keupp et al. 2002, S. 268). Es zeigt sich also, dass mit dem *Gelingen*²⁸ der identitätsbezogenen Passungsarbeit des Subjekts dessen gesellschaftliche Anerkennung und die damit einhergehende soziale Teilhabe und Handlungsfähigkeit²⁹ steht und fällt (vgl. ebd., S. 268 f.).

Dieses (angebliche) *Misslingen* bzw. *Scheitern* der identitätsbezogenen Passungsarbeiten einzelner Subjekte an den gesellschaftlichen Anforderungen in Bezug auf gelungene und damit *anerkannte* Identitäten bildet hierbei den auftragsbezogenen und definierbaren Ansatzpunkt sozialintegrativer ‚Anerkennungsarbeit‘ (vgl. Heite 2011, S. 49 ff.). Somit scheint die Soziale Arbeit nicht nur in Hinsicht auf Identitäten, sondern auch auf deren konkrete Anerkennung auf eine primär „subjektorientierte[-] Konzipierung“ (ebd., S. 49) dieses Begriffs abzustellen, um intervenierend tätig werden zu können. Welche Ausschlüsse gehen mit einer derartigen Anerkennungskonzeption als „Normalisierung desintegrativer Prozesse“ (Jungblut 2002, S. 73) einher? Bzw. anders gefragt: Wie verstellt die Einschlagung eines solch „sozial-integrativen Weg[s] zur Bewältigung von Gesellschaftsansprüchen durch die Subjekte“ (ebd.) den Blick für die diesen Integrationsbestrebungen vorgängigen gesellschaftlichen Ansprüchen selbst? Welche Auswirkungen hat diese eingeschränkte Anerkennungsfähigkeit bestimmter Identitäten auf die Handlungsfähigkeit der einzelnen Subjekte? Und was macht vor allem die „*Nicht-Anerkennung* [Herv. – M.S.]“ (Sauerwald 2002, S. 34) bestimmter Identitäten

²⁸ Dabei wird das, was als ‚gelingen‘ bezeichnet werden kann, ebenso gesellschaftlich vorgegeben, indem bestimmten, ‚nicht gelungenen‘ Identitätsentwürfen keine Anerkennung zuteilwird (vgl. Heite 2011, S. 48 f.).

²⁹ Auf diesen Aspekt wird im Folgekapitel (4.1.2.) genauer eingegangen.

als solche, die mit den gesellschaftlichen Ansprüchen nicht deckungsgleich sind (vgl. Jungblut 2002, S. 73), mit den betreffenden Subjekten?

4.1.2 (Nicht-)Anerkennung und Handlungsfähigkeit

Entlang der unsicheren Gegebenheiten der Postmoderne können Subjekte in ihrer Identitätserarbeitung potentiell jederzeit in Krisen geraten, da die Handlungsfähigkeit sichernden, alltäglich zu erzielenden Passungen nicht immer hinreichend hergestellt werden können (vgl. Keupp 2011, S. 637). Mit solchen ‚Problemen‘³⁰ der Identitäts- und damit auch *Lebensbewältigung* gehen Prozesse des sozialen Ausschlusses einher, welche schließlich zu einer Desintegration der Individuen aus den gesellschaftlichen (Anerkennungs-)Bezügen führen (vgl. Bitzan 2008, S. 250 sowie Böhnisch 2008, S. 35):

„Nichtanerkennungsverhältnisse und Anerkennungskonflikte betreffen Subjekte, sobald sie aufgrund bestimmter Eigenschaften von der definierenden Dominanzkultur verschiedenen minder anerkannten Gruppen zugeordnet werden“ (Keupp et al. 2002, S. 268). Ein nicht anerkanntes, sprich ein im Grunde sozial *verkanntes* ‚Dasein‘ geht für die Subjekte nicht nur mit erheblichem Leidensdruck, sondern in der Folge auch mit schweren Einschränkungen in der Handlungsfähigkeit einher (vgl. ebd., S. 268 f., mit Bezug auf Charles Taylor 1993, S. 13 f.). Die subjektive Handlungsfähigkeit ist dabei nach Böhnisch in so entscheidender Weise von gesellschaftlicher Anerkennung abhängig, dass diese von den Subjekten „um jeden Preis“ (Böhnisch/Schröer 2013, S. 54) zu erhalten ist. Dies kann notfalls auch über abweichendes, normwidriges Verhalten mit dem unbedingten Ziel der Aufmerksamkeit intendiert werden (vgl. ebd.): „Auffälligkeit [also] als gleichsam letztes Mittel der Suche nach Anerkennung und Anschluss“ (ebd.). Handlungsfähig zu sein und es vor allem zu bleiben bedeutet also, das eigene Leben auch aus eigener Kraft bewältigen zu können, sprich sozial beweglich zu bleiben (vgl. Böhnisch 2008, S. 35). Kann das Subjekt „die Bewältigungsfrage“ (ebd.) allerdings nicht mehr aus sich selbst heraus beantworten, droht oder besteht demnach bereits eine konkrete Handlungsunfähigkeit, ist es die Aufgabe Sozialer Arbeit, hier helfend tätig zu werden (vgl. ebd.). Während diese jedoch primär die Reintegration des Subjekts in die Gesellschaft beabsichtigt, hier also wieder eine Deckungsgleichheit zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und individueller Lebensgestaltung herzustellen versucht wird, steht für die betroffenen Subjekte weniger ihre konkrete Normalisierung bzw. Anpassung, sondern vielmehr die unbedingte Wiedererlangung der Handlungs- und damit Bewältigungsfähigkeit des eige-

³⁰ Die Bezeichnung dessen als *Problem* ist an sich bereits kritisch zu betrachten, da hiermit die Idee von ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Identitäten und Lebensweisen institutionalisiert wird.

nen Lebens sowie der eigenen Identitätserarbeitung im Vordergrund (vgl. ebd. sowie Jungblut 2002, S. 73 und S. 77). Hierfür ist allerdings, wie oben bereits deutlich wurde, deren entsprechende gesellschaftliche Anerkennung *unbedingt* erforderlich, da nur vermittels einer solchen ‚öffentlichen Bestätigung‘ von einer „vollständige[n] Identität“ (Heite 2011, S. 48) gesprochen werden kann.

So zeigt sich, dass die Subjekte ihr Ziel der Handlungsfähigkeit offenbar allein über das sozialarbeiterische Ziel der Integration verwirklichen können, sprich nur *innerhalb* der gegebenen gesellschaftlichen Strukturen und normativen Sinnsysteme zu anerkannten und damit handlungsfähigen Individuen werden können (vgl. ebd., S. 49). Oder andersherum:

Bestimmte Bedürftigkeiten und damit zusammenhängende Tätigkeiten sowie daraus folgende Erfahrungen, Bedürfnisse und Regelungsbedarfe werden [somit] aus der gesellschaftlichen Relevanz ausgeschlossen durch Nicht-Regelung, Nicht-Anerkennung, Privatisierung – d.h. auch durch Leugnung (Bitzan 2008, S. 238).

Indem die Soziale Arbeit also jenen im Lichte dieser gesellschaftlichen Relevanzstrukturen *desintegrativen* Lebensentwürfen wieder zu Relevanz und Anerkennung verhelfen will (vorausgesetzt, diese Lebensentwürfe fallen als ‚unterstützenswert‘ in die *sozialarbeiterische* Relevanzstruktur, siehe Kapitel 3.3/Syntheseversuch II), blendet sie zugleich die Umstände aus, die zu ebenjener Desintegration geführt haben bzw. bestimmte Lebensentwürfe *als* desintegrativ kennzeichnen (vgl. Heite 2011, S. 49 ff.). Anerkennung erfolgt nach dieser Logik somit für eine Art zu leben und zu sein, die man unter anderen Umständen womöglich nicht für sich selbst gewählt hätte, diese aber aufgrund der notwendigen Integration in bereits existierende Werte- und Sinnordnungen wählen *muss* (vgl. ebd., S. 49). In diesem Kontext ist dann auch Handlungsfähigkeit vielmehr *rhetorischer* Natur, da für die Erlangung dieser die als desintegrativ markierte Lebensweise aufzugeben und stattdessen eine Aneignung ‚relevanter‘ und ‚anerkenntbarer‘ Muster der Lebensführung erforderlich ist (vgl. ebd. sowie S. 51).

Ein solcher lediglich auf der Subjektebene des Anerkennungsproblems verweilende Blick Sozialer Arbeit vermeidet bzw. verunmöglicht es somit, machtkritische sowie ungleichheitsanalytische Fragen zu stellen (vgl. ebd., S. 51). Inwiefern trägt die Soziale Arbeit im Zuge ihrer Idee von Anerkennung als ‚*Anerkennung für...*‘ oder als ‚*Anerkennung als...*‘ zur Reifikation und womöglich sogar zur Manifestierung von gesellschaftlichen Differenzkategorien bei (vgl. ebd., S. 52)? Wie könnte diese eher starre Anerkennungspraxis stattdessen aufgebrochen und so tatsächlich zugunsten einer Erweiterung der Handlungsfähigkeit der betroffenen Subjekte eingesetzt werden? Und welche auftragsbezogenen und anerkennungskonzeptuellen ‚Umbauten‘ sind hierfür auf Seiten der Sozialen Arbeit von Nöten? Ob und inwiefern hier Butlers kritisches Anerkennungskonzept möglicherweise helfen kann, diese Fragen zu stellen – und auch zu beantworten – wird nun zu zeigen sein.

4.2 Anerkennung nach Judith Butler

Wenn ich ein bestimmtes Gender habe, werde ich dann noch als Teil des Menschlichen betrachtet werden? Wird das ‚Menschliche‘ dann ausgeweitet, um mich in seinen Kreis einzuschließen? Werde ich leben können, wenn ich in bestimmten Formen begehre? Wird mein Leben einen Platz haben und wird es für die anderen, auf die ich in meiner sozialen Existenz angewiesen bin, erkennbar sein (Butler 2009, S. 11)?

Diesen und ähnlichen Fragen widmet sich Butler in ihrer kritischen Analyse von „Anerkennung als unterwerfende Norm“ (Heite 2011, S. 50), auf welche die Subjekte in einer konstitutiven bzw. *sie konstituierenden* Weise angewiesen sind, um sozial existent sein zu können (vgl. Koller 2014, S. 27). Hierfür ist es laut Butler erforderlich, sich für den Bereich des anerkenntlichen Menschlichen *zu qualifizieren* (vgl. Butler 1997, S. 30). Subjekte müssen im Zuge einer solchen Qualifikation erhebliche Opfer erbringen (so z.B. in Bezug auf die Art und Weise, wie und wen sie begehren), um die entsprechende gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten und infolgedessen ein Leben führen zu können, welches – abgesehen von den bisher bereits erlittenen Verwerfungen – nicht durch die Normen der Intelligibilität eingeschränkt, begrenzt oder sogar verworfen wird (vgl. Butler 2009, S. 9 ff. sowie Koller 2014, S. 27 f.).

Wie und wofür genau nach Butler Anerkennung erhalten werden kann und vor allem *mit welchem Zweck* diese gesellschaftlich ‚verteilt‘ wird, wird hierbei im Kontext der Analyse der als intelligibel geltenden Lebensweisen sowie derer, die diesen Status offenbar nicht erreichen können, herauszuarbeiten sein. Von Interesse ist dabei insbesondere, welche spezifischen Ein- und Ausschlüsse die Norm der Anerkennung ihrerseits im Zuge dessen (mit-)produziert: Entlang welcher Kriterien werden also anerkenntlich menschliche Subjekte hervorgebracht und woran kann ihre Anerkennung andererseits scheitern? Im Anschluss daran stellt sich schließlich die Frage, wie bisherige Anerkennungspraktiken aufgebrochen und zugunsten einer Erweiterung der Handlungsfähigkeit sowie der subjektiven Spielräume in Bezug auf intelligible Lebensweisen genutzt werden können, d.h. wie Anerkennung und subversive Akte produktiv und in einem fortschrittlichen Sinne zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Wie die in den beiden folgenden Unterkapiteln anzustellende Konzeptanalyse ausfällt, wird außerdem entscheidend dafür sein, ob und wie Butlers Anerkennungskonzept auf die Soziale Arbeit Anwendung finden kann.

4.2.1 Ein- und Ausschließung lebbarer Identitäten (Intelligibilität von Lebensweisen)

Die gesellschaftlichen Diskurse vermögen es, wie dies in den vorangegangenen Kapiteln ersichtlich geworden ist, die Subjekte sowie deren Identitäten in die Modi des ‚Lebbaren‘ oder ‚Nicht-Lebbaren‘ einzuteilen und sie so entlang von Ein- und Ausschlüssen produzierenden gesellschaftlichen Normenmatrizes (z.B. der Heteronormativität) kategoriengeleitet hervorzubringen (vgl. Butler 1991, S. 38 f. sowie Butler 1997, S. 30). Ihren machtvollen, gesamtgesellschaftlich greifenden Geltungsanspruch schöpfen die betreffenden Normen jedoch nicht aus sich selbst heraus, sondern erhalten diesen erst im Zuge unterwerfender, höchst wirksamer Anerkennungsverhältnisse, welche es ihnen erlauben, die vorzufindenden Subjektivierungs- und Lebensweisen nun kraft deren *Anerkennbarkeit* oder *Nicht-Anerkennbarkeit* erst derart effektiv bezeichnen und regulieren zu können (vgl. Heite 2011, S. 50 f.):

Insofern Subjekte in der Gesellschaft nämlich als kulturell intelligible Personen wahrgenommen werden *möchten*³¹, ergo einen grundlegenden „Wunsch[-] nach sozialer Anerkennung der eigenen Existenz“ (Koller 2014, S. 27) hegen, ist es ihrerseits erforderlich, sich den diese Anerkennung verleihenden Normen zu unterwerfen (vgl. ebd. sowie Butler 1997, S. 29). Im Zuge der hierfür zu vollziehenden Annahme entsprechender Anrufungen als „intelligible Titel“ (Villa 2008, S. 151) ist es dem einzelnen Subjekt dann also überhaupt erst möglich, gesellschaftlich zum Vorschein zu kommen bzw. als anerkennungswerte Person in Erscheinung treten zu können (vgl. ebd.). Anerkennung erfolgt dabei ganz offensichtlich für eine erfolgreiche Verinnerlichung und anschließende Verkörperung bereits vorab aufgestellter Normen und ist dem Subjekt damit selbst explizit vorgängig (vgl. Heite 2011, S. 51 sowie Plößer 2013, S. 204 f.). Das Subjekt ist also *von Anfang an* von einer ihm äußerlichen, gesellschaftlichen (Bezeichnungs-)Instanz abhängig, welche darüber entscheidet, nach welchen Kriterien Subjekte Anerkennung ihrer selbst erfahren können (vgl. Koller 2014, S. 27): „Anerkennung bezeichnet [somit] eine Situation grundlegender Abhängigkeit von Bedingungen und Zuschreibungen, die wir niemals selbst wählen würden, um als intelligible Wesen hervorzutreten“ (Butler/Athanasiou 2014, S. 115). Das heißt auch, dass die Bedingungen der Intelligibilität, also des gesellschaftlich „Denk- und Lebbaren“ (Villa 2008, S. 149), immer schon die Bedingungen des *Anerkennbaren* gewesen sind (vgl. hierzu Kapitel 2.2.1).

Dies ist außerdem von Belang, da entlang der Normen der Intelligibilität die Bestimmungen erfolgen, nach denen ein Subjekt nicht einfach als Subjekt, sondern als ein anerkenntbar

³¹ Die Möglichkeit der Anerkennung generiert einerseits ein entsprechendes Bedürfnis nach dieser sowie andererseits eine gewisse, notwendigerweise mitenthaltene „Gefahr der Zerstörung“ (Butler 2009, S. 218) im Falle ihrer Vorenthaltung.

menschliches Subjekt bezeichnet wird (vgl. Butler 2009, S. 10 f. sowie Butler 1991, S. 38). Die ‚Entscheidung‘³² für oder gegen ein normenkonformes Leben ist also eine Entscheidung für oder gegen den (gesellschaftlich definierten) Status des anerkenntbar Menschlichen (vgl. Butler 1997, S. 30):

Das Menschliche wird in Abhängigkeit von der Rasse, der Ausdeutbarkeit dieser Rasse, von seiner Morphologie, der Erkennbarkeit dieser Morphologie, seines anatomischen Geschlechts, der Verifizierung dieses Geschlechts in der Wahrnehmung, seiner Ethnizität und dem kategorialen Verständnis dieser Ethnizität unterschiedlich verstanden. Bestimmte Menschen werden als eingeschränkt menschlich erkannt, und diese Form der eingeschränkten Anerkennung führt nicht zu einem bewältigbaren Leben. Bestimmte Menschen werden überhaupt nicht als menschlich anerkannt, und das führt zu einer weiteren Ordnung nicht lebbarer Lebens (Butler 2009, S. 10 f.).

Um also Zugang zum Bereich des Menschlichen und damit zu einem gesellschaftlich lebbareren Leben zu erhalten, muss sich das Subjekt hierfür zunächst einmal erfolgreich *qualifizieren* (vgl. Butler 1997, S. 30 sowie Bublitz 2005, S. 67). Eine solche Qualifizierung korreliert mit einer oftmals radikalen Anpassung der eigenen Lebensweise an die herrschenden normativen Bedeutungssysteme sowie mit darauf bezogenen, äußerst anstrengenden Maßnahmen der Selbstdisziplinierung und Selbstregulierung, welche stets der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt sind (vgl. Plößer 2013, S. 204 f. sowie Koller 2014, S. 27 ff.): So erfordert beispielsweise ein Leben innerhalb der zweigeschlechtlichen Matrix der Heteronormativität ein eindeutig einordbares Geschlecht, mit welchem eine ebenso eindeutige Geschlechtsidentität sowie ein unbedingt gegengeschlechtliches, sprich *heterosexuelles* Begehren als dessen ‚logische Konsequenzen‘ einherzugehen haben (vgl. Butler 1991, S. 37 f.). Subjekte hingegen, die diesen geltenden Normen der Intelligibilität nicht zu entsprechen vermögen, also beispielsweise in abweichenden, nicht als ‚normal‘ angesehenen Formen begehren, erscheinen im Vergleich hierzu als *diskontinuierlich* und *inkohärent* (vgl. ebd., S. 38) und fallen damit notwendigerweise in den gesellschaftlich verworfenen Bereich des Nicht-Menschlichen, Nicht-Lebbareren und somit Nicht-Anerkennbaren, in welchem „die Möglichkeit kultureller Artikulation regelrecht verwehrt wird“ (Butler 1997, S. 30). Hierbei „wird die Anerkennung zu einem Ort der Macht, durch die das Menschliche verschiedenartig erzeugt wird“ (Butler 2009, S. 11 sowie vgl. Butler/Athanasίου 2014, S. 100) und so jene Lebensweisen, die sich innerhalb der Intelligibilität verleihenden Kategorien bewegen, mit sozialer Anerkennung ausstattet, während solchen, die von diesen vorab festgelegten Kriterien *abweichen*, jene (vorgängig regulierte) Anerkennung verweigert wird (vgl. Koller 2014, S. 28 sowie Plößer 2013, S. 204 f.).

³² Angesichts der im Hintergrund greifenden, äußerst wirkmächtigen Definierungs- und Konstruktionsprozesse gesellschaftlicher Diskurse, welche mithin das Subjekt als solches erst konstituieren und einsetzen, kann hier nicht von einer frei treffbaren Entscheidung gesprochen werden - abgesehen davon, dass sich das Nicht-Menschliche ohnehin nicht als annehmbare Option erweist (vgl. Butler 2009, S. 10 f.).

In diesen sowohl Ein- als auch Ausschlüsse produzierenden gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen käme der Sozialen Arbeit als ‚Anerkennungsarbeit‘ nach Butler vermutlich die Funktion einer ‚Hilfeinstanz zur (Re-)Qualifizierung‘ bisher verworfener Subjekte zu, die diesen im Zuge ihrer Anpassung an die gesellschaftlichen Verhältnisse und Anforderungen zu der ersehnten, bisher verwehrt gebliebenen sozialen Anerkennung verhelfen will (vgl. Butler 1997, S. 30 sowie Plößer 2013, S. 205). Diese jedoch primär subjektorientierte Herangehensweise trägt sodann viel eher zur Manifestierung und Reproduktion der dies verursachenden und jenen „Subjekten vorausgehenden Differenz- und Normalitätsordnungen“ (ebd.) bei als zu einer Lockerung bzw. größtmöglichen Auflösung der einschränkenden und mit hohen Anforderungen einhergehenden Anerkennungspraxis gesellschaftlicher Diskurse (vgl. ebd., S. 204 f.). Wie kann dem Ganzen nach Butler stattdessen also entgegengewirkt werden? Welche (sozialarbeiterischen) Praktiken könnten den Subjekten statt bloßer gesellschaftlicher (Wieder-)Eingliederung eine tatsächliche Erweiterung der eigenen Handlungsfähigkeit ermöglichen? Und wie können mithilfe der Sozialen Arbeit bisherige, einschränkende Anerkennungskategorien verworfen, anschließend erweitert und für die Subjekte leichter ‚erfüllbar‘ gemacht werden (vgl. ebd., S. 210 ff.)? Denn: „So wie ein Leben, für das keine Kategorien der Anerkennung existieren, kein lebenswertes Leben ist, so ist ein Leben, für das diese Kategorien einen nicht bewältigbaren Zwang darstellen, keine annehmbare Option“ (Butler 2009, S. 20).

4.2.2 Anerkennung und subversive Wiederholungen

In den bisher geführten gesellschaftlichen Anerkennungskämpfen als Kämpfe um ‚*Anerkennung für...*‘ oder ‚*Anerkennung als...*‘ wird zwangsläufig Bezug auf bereits bestehende (Identitäts-)Kategorien genommen, welche zwar sodann eine gesellschaftliche Aufwertung erfahren sollen, aber im Zuge ebenjener Aufwertung in ihrer Wirkmacht - insbesondere als Generatoren von Ungleichheit - dennoch bestätigt und womöglich sogar manifestiert werden (vgl. Mecheril/Plößer 2012, S. 126):

Fordert das Subjekt die Anerkennung seiner Identität als Frau, Lesbe oder als Behinderter, wird die Ordnung bestätigt, entlang derer der machtvolle Prozess der Regulierung und Identifizierung der Subjekte als entweder weiblich oder männlich, als heterosexuell oder homosexuell, als entweder gesund oder krank, organisiert wird. Darüber hinaus wird mit dem Bezug auf Identität die Differenz, die die Beziehung der Identitätspositionen zueinander reguliert, als eindeutige Differenz entworfen, nicht selten in einer quasi-naturalistischen, essentialistischen Form (ebd.).

Um solch einer Praxis effektiv entgegenwirken zu können, ist es erforderlich, ein *kritisches Verhältnis* zu den zwar kulturell instituierten, aber deshalb jedoch veränderbaren Normen

nicht nur der Identität, sondern auch denen der gesellschaftlichen Verteilung von Anerkennung einzunehmen (vgl. Butler 2009, S. 12 sowie Mecheril/Plöcker 2012, S. 126):

Handlungsfähigkeit bedeutet in diesen Zusammenhängen, die paradoxen Bedingungen des eigenen Zustandekommens durch die einem selbst vorgängigen Normen zu akzeptieren (vgl. hierzu Kapitel 2.2.1), sie als den einzig verfügbaren Möglichkeitsraum von Handlungsfähigkeit anzusehen und diesen sodann produktiv und d.h. *subversiv* für Kritik und Veränderung zu nutzen (vgl. Butler 2009, S. 12 f.). Eine solch kritische und veränderungsbestrebte Haltung führt allerdings – wenn auch nur bis zum erreichten Moment der Veränderung – zu „eine[r] gewisse[n] Abkehr vom Menschlichen, die erfolgt, um den Prozess der Erneuerung des Menschlichen in Gang zu setzen“ (ebd., S. 13). Im Zuge eines Versuchs der „[s]ubversive[n] Resignifikation“ (Schütte-Bäumner 2007, S. 246) der Normen der Anerkennung bestehen also zwangsläufig die Gefahr und das Risiko der Verwerfung jener Subjekte, die Widerstand gegen diese Verhältnisse leisten (vgl. Butler 2009, S. 13 sowie siehe Kapitel 4.2.1). Doch gerade *innerhalb* dieses Risikos besteht nach Butler das Potential zur Kritik: Wenn es für bestimmte Subjekte ersichtlich wird, dass diese zwar nicht außerhalb der kulturell eingesetzten Anerkennungsverhältnisse leben können, die bestehenden und veränderbaren Normen jedoch als unerträglich empfinden, ist es erforderlich, diese inhaltlich neu zu besetzen und integrativer zu gestalten (vgl. Butler 2009, S. 13). Denn so, wie die als nicht intelligibel geltenden, nicht anerkannten Subjekte trotz ihres ausgeschlossenen, verworfenen Daseins *dennoch existieren* (vgl. ebd., S. 29), sind diese trotzdem oder vielleicht sogar gerade *ob ihrer prekären Lage* dazu fähig,

die Schranken und regulierenden Zielsetzungen dieses Gebiets aufzuweisen und dadurch gerade innerhalb der Matrix der Intelligibilität rivalisierende, subversive Matrixen [fehlerhafter Plural im Original – M.S.] [beispielsweise – M.S.] der Geschlechter-Unordnung (*gender disorder*) zu eröffnen (Butler 1991, S. 39, Herv. im Original).

Ein zentrales Motiv der subjektiven Handlungsfähigkeit ist demnach die begrenzte, aber *realistische* Möglichkeit der Variierung, Erweiterung und subversiven Unterwanderung einengender Normen der Intelligibilität und der Anerkennung (vgl. ebd., S. 213 sowie Bublitz 2005, S. 37). Vermittels des subversiven Einsatzes von Handlungsfähigkeit soll somit den bislang ‚nicht gehörten‘ Subjekten die bis dato verwehrt gebliebene Möglichkeit zur kulturellen Artikulation gegeben werden sowie schließlich eine Erweiterung des Kreises dessen erfolgen, was gesellschaftlich anerkannt- und somit denk- und lebbar ist (vgl. Butler 1991, S. 218 sowie Butler 2009, S. 11 ff.). Im Gegensatz zur der in Kapitel 4.2.1 dargestellten, vielmehr *rhetorischen*, da nur auf die Erhaltung der eigenen Intelligibilität ausgerichteten Handlungsfähigkeit, ist der hier thematisierten Form also tatsächlich das Potential eines machtkritischen Umgangs mit den Existenz verleihenden Normen immanent (vgl. ebd., S. 12 f. sowie Koller 2014, S. 26).

Gerade hier ergeben sich auch für die Soziale Arbeit entscheidende, neue Ansatzpunkte: Anstatt lediglich bzw. hauptsächlich an der bloßen Reproduktion normativer Ordnungen anzusetzen, um den ausgeschlossenen Subjekten den Erhalt gesellschaftlicher Anerkennung zu ermöglichen bzw. sie hierfür zu *qualifizieren*, könnte sie im Zuge einer *subversiven Praxis* vielmehr die Regulierungsverfahren selbst zum Gegenstand der Veränderung machen, nach denen ebenjene Anerkennung erfolgt (vgl. Plößer 2013, S. 207). Dieser kritische Systembezug Sozialer Arbeit kann zu Analysen anregen, welche die bisherigen Verfahren der Anerkennung aspektgeleitet oder gänzlich infrage zu stellen vermögen (vgl. ebd. sowie S. 209 f.): Von grundlegendem Interesse wäre hier, *wem genau* die Anerkennung in ihrer jetzigen Form nutzt, wem sie so vielmehr zu einem unüberwindbaren Hindernis wird, welche Grenzen eine ‚*Anerkennung für...*‘ oder ‚*Anerkennung als...*‘ zwischen den unterschiedlichen Subjekten errichtet und mit welcher Wertigkeit sie schließlich die hiermit *als* unterschiedlich markierten Lebensformen ausstattet (vgl. Butler 1997, S. 23). Wie die Soziale Arbeit hier im Konkreten einschreiten und jenen normativ erzeugten Ungleichheiten in Bezug auf deren Anerkennung zu einer ‚sozialen Umdeutung‘ verhelfen kann, aber auch *ob* und wenn ja: *wie genau* die Soziale Arbeit selbst anerkennend tätig sein sollte, wird nun Inhalt des dritten, zu vollziehenden Syntheseversuchs sein. Hierbei wird dann herauszufiltern sein, ob das Butler’sche Anerkennungskonzept für die Soziale Arbeit tragfähig, nutzenbringend und vor allem in Theorie und Praxis *umsetzbar* ist.

4.3 Syntheseversuch III: Ist Anerkennung in und durch die Soziale Arbeit im Butler’schen Sinne noch möglich und wenn ja, wie?³³

Anerkennung hat sich in den vorangegangenen Ausführungen als eine sehr ambivalente, mithin *zweischneidige* Norm herausgestellt und kann mit Rath deshalb als „Kleber mit paradoxen Wirkungen [beschrieben werden], der [Sozialsysteme – M.S.] nicht nur zusammenbindet, sondern auch trennt“ (Rath 2002, S. 63): So ist Anerkennung einerseits für jedes Individuum in seiner/ihrer sozialen Existenz unerlässlich und erstrebenswert und führt erst bei deren Erhalt zu einem leb- und bewältigbaren Leben, bringt aber andererseits nun *bewertbare* Differenzen und Kategorien zwischen den als unterschiedlich markierten Subjektivierungs- und Lebensweisen in die Gesellschaft, welche in der Folge als entweder *anerkennbar* oder *nicht-anerkennbar* hervorgebracht und entsprechend reguliert werden können (vgl. Honneth 2012, S. 112 und S. 196 sowie Butler 2009, S. 218 und Heite 2011, S. 48 ff.). Diese ‚Janus-

³³ Da das Anerkennungskonzept aufgrund des Bezugs auf die Normen der Intelligibilität eng mit dem Konzept von Identität verbunden ist, kann es stellenweise zu Wiederholungen kommen. Auf diese wird jedoch weitestgehend zu verzichten versucht.

köpfigkeit sozialer Anerkennung‘ – dies beinhaltet insbesondere die Bestimmungen, anhand derer diese erfolgt – werden von der Sozialen Arbeit und von Judith Butler in je sehr unterschiedlichen Weisen behandelt, bewertet und reflektiert:

Welches Verständnis von Anerkennung vertritt die Soziale Arbeit und welchen Auftrag generiert sie hieraus?

Im Zuge ihres Selbstverständnisses als ‚Anerkennungsarbeit‘ geht die Soziale Arbeit in erster Linie *sozialintegrativ* vor (vgl. ebd., S. 50): „Benachteiligungen werden hier subjektorientiert als Unterdrückungsmomente betrachtet“ (ebd.), welche mit einer Anpassung und (Wieder-)Eingliederung der Subjekte in die gesellschaftlichen Strukturen aufzuheben bzw. zu bearbeiten versucht werden (vgl. ebd., S. 49 f. sowie Jungblut 2002, S. 73). Der anerkennungsbezogene Auftrag ergibt sich also explizit auf der Seite des *Subjekts* und soll dort in Form einer an den geltenden gesellschaftlichen Anerkennungskriterien ausgerichteten Reintegration der aus dem System gefallenen bzw. ausgeschlossenen Subjekte erfolgen (vgl. ebd.). Jene hierbei angestrebte soziale Anerkennung erfordert dabei die Erbringung der dafür notwendigen *Leistungen*: Dies sind insbesondere eine – nach den gesellschaftlichen Definitionsmaßstäben – *gelungene* Identitätsarbeit sowie eine Lebensführung, welche sich an den sozialen (Werte-)Ordnungen orientiert (vgl. ebd., S. 76 sowie Honneth 2012, S. 205 f. und Keupp et al. 2002, S. 268). Dies zu erreichen, ist Teil des sozialarbeiterischen Hilfeprozesses, welcher denjenigen Subjekten, die diesen Anforderungen der Gesellschaft nicht oder nicht mehr alleine nachkommen können, die nötige Unterstützung gewährt (vgl. Jungblut 2002, S. 76 sowie Böhnisch 2008, S. 35). Die im Zuge dessen zu erhaltende oder neu aufzubauende Handlungsfähigkeit der Subjekte ist dabei entscheidend mit jener Erfahrung sozialer Anerkennung und deshalb ebenso mit den obigen Bestimmungen gelungenen Lebens und gelungener Identität verknüpft, ermöglichen diese doch erst eine wirkliche ‚soziale Beweglichkeit‘ in der Gesellschaft (vgl. Keupp et al. 2002, S. 269 sowie Böhnisch/Schröer 2013, S. 54). Wollen Subjekte sich folglich als handlungs- und anerkennungsfähige Subjekte erfahren, ist deren kategoriengeleitete Sozialintegration ein *unumgänglicher Schritt* dorthin – die Realisierung subjektiver Ziele kann folglich nur über die zuerst zu erfüllenden *gesellschaftlichen* Ziele erfolgen (vgl. ebd. sowie Böhnisch 2008, S. 35 f. und Jungblut 2002, S. 73).

Kann man nach Judith Butler eine solche Form der Anerkennung überhaupt wollen? Wie unterscheidet sich ihr Ankerkennungskonzept von dem der Sozialen Arbeit?

Für Butler sind genau jene „inhaltliche[n] Präformierung[en]“ (Heite 2011, S. 49) dessen, was sozial anerkennbar bzw. anerkennungsfähig ist, grundsätzlich kritisch zu hinterfragen (vgl. Butler 2009, S. 10 ff.): Sie begreift jene (sozialarbeiterische) Form der „Anerkennung als unterwerfende Norm, die erst ‚normale‘ – also überhaupt anerkennungswerte, zum Beispiel eindeutig vergeschlechtlichte oder ‚beschäftigungsfähige‘ – Subjekte mit (begrenzten) Hand-

lungsmöglichkeiten hervorbringt“ (Heite 2011, S. 50 f.). Diese den Subjekten somit eindeutig *vorgängigen* Normen der Anerkennung sind also unabhängig von konkreten menschlichen Individuen – vielmehr bestimmen diese, wer als menschlich zu werten und anzuerkennen ist bzw. sich für diesen Bereich *qualifizieren* kann und wer hiervon hingegen ausgeschlossen bleibt (vgl. Butler 1997, S. 30 sowie Butler 2009, S. 10). Subjekte werden folglich durch Normen der Intelligibilität konstituiert, von denen sie zwar einerseits in ihrer sozialen Existenz grundlegend abhängen, um gesellschaftliche Anerkennung erfahren zu können, welche sie aber andererseits in bestimmte Formen des Seins, des Begehrens, des Lebens und der Identität zwingen, welche sie womöglich niemals selbst für sich wählen würden (vgl. Butler/Athanasίου 2014, S. 115 sowie Butler 2009, S. 10 ff.). Aufgrund ebendieser Gleichzeitigkeit von machtvollen, differenzkreierenden Unterwerfungseffekten und Intelligibilität verleihenden Anrufungen stellt sich Anerkennung für Butler als ein „zweifelhaftes Gut“ (Butler/Athanasίου 2014, S. 118) dar, welches aber gerade *ob seiner Veränderbarkeit* als soziale Norm Möglichkeiten der subversiven Resignifikation innehat (vgl. Schütte-Bäumner 2007, S. 246 f.). Dabei ist subjektive Handlungsfähigkeit durchaus möglich, jedoch nur *innerhalb* der gegebenen normativen Strukturen (vgl. Butler 1991, S. 213): „Die kritische Aufgabe besteht [also] eher darin, Strategien der subversiven Wiederholung auszumachen, die durch solche Konstruktionen ermöglicht werden“ (ebd., S. 216), um sodann jene einschränkenden Normen der Anerkennung in ihren Bedeutungen zu öffnen, zu vervielfältigen und in ihrer ontologischen Wirkmacht zu unterwandern (vgl. ebd., S. 217).

Was müsste die Soziale Arbeit folglich tun, um eine Integration von Butlers Anerkennungskonzept gewährleisten und ihrem Titel als ‚Anerkennungsarbeit‘ somit in einem Butler’schen Verständnis gerecht werden zu können? Oder anders gefragt: Welche entscheidenden neuen Anstöße könnten sich aus Butlers Ausführungen für das sozialarbeiterische Anerkennungskonzept ergeben?

Vermittels Judith Butlers Anerkennungskonzepts ist es der Sozialen Arbeit insbesondere möglich, Anerkennung nicht lediglich affirmativ und unkritisch als auftragsleitendes Ziel in ihr Handeln zu integrieren, sondern nach den dahinterliegenden, machtvollen Unterwerfungs- und Differenzierungsmechanismen zu fragen (vgl. Heite 2011, S. 51): Indem die Norm der Anerkennung es nämlich ermöglicht, die Lebensweisen von Subjekten entlang gesellschaftlicher Anforderungen und Ziele *bewertbar* zu machen und jene hiervon abweichenden Lebensweisen als nicht-anerkenntbar ‚anders‘ zu markieren, können aus bloßen intersubjektiven Unterschieden ‚gute‘ und ‚schlechte‘ Arten des Seins und der Lebensführung hervorgebracht werden (vgl. Butler 2009, S. 10 f.). Die hierbei eingesetzte (und ebenso von der Sozialen Arbeit praktizierte) ‚Anerkennung für...‘ bzw. ‚Anerkennung als...‘ sorgt sodann für eine Manifestierung jener normativ generierten ‚sozialen Grenzen‘, welche den Bereich des Anerkenntbaren von dem des Nicht-Anerkenntbaren effektiv abzugrenzen vermögen (vgl. ebd.).

sowie Butler 1997, S. 23 und S. 30). Diese einschränkenden Bedingungen sozialer Anerkennung könnten schließlich in ihrem primär *gesellschaftlichen* Nutzen entlarvt und so als für manche Subjekte unerfüllbarer Anspruch kritisiert werden (vgl. Butler 2009, S. 10 f. sowie Plößer 2013, S. 207). Mit Hilfe von Butlers kritischer (Geschlechter-)Theorie ist es der Sozialen Arbeit somit nicht nur möglich, jene normativen Bedingungen, die das Leben im Hintergrund konstituieren, zu *verstehen*, sondern dieses Wissen bei Bedarf auch zu deren *Destabilisierung* zu nutzen (vgl. Villa 2008, S. 153). Anstatt nun also Anerkennung ausschließlich und unhinterfragt für eine ‚gelungene‘ Einpassung in die bisherigen gesellschaftlichen Strukturen abzuverlangen, sollte es nach Butler vielmehr Aufgabe der Sozialen Arbeit sein, jene diesen Strukturen inhärenten Anerkennungsverhältnisse auf ihre ‚Prekarisierungsmechanismen‘ hin zu überprüfen und diese, falls notwendig, zu verändern (vgl. Butler 2009, S. 12 f.):

Das ist der Schnittpunkt, aus dem die Kritik hervorgeht, wobei die Kritik als Hinterfragung der Bestimmungen verstanden wird, von denen das Leben eingeschränkt wird, um so die Möglichkeit anderer Lebensweisen zu eröffnen; mit anderen Worten, nicht um die Differenz als solche zu feiern, sondern um für ein Leben, das sich den Modellen der Anpassung widersetzt, integrativere Bedingungen zu schaffen, die es schützen und erhalten (ebd., S. 13).

Um also als ‚Anerkennungsarbeit‘ in einem *Butler'schen* Sinne tätig werden zu können, würden somit auf Seiten der Sozialen Arbeit größere konzeptuelle Veränderungen und auch Verwerfungen notwendig, welche gerade ob des primär *gesellschaftlichen* Auftrages Sozialer Arbeit ihrerseits nicht unproblematisch, aber dennoch unumgänglich sind:

Dies wäre zum einen eine grundsätzliche Umformulierung des Normalisierungsbegriffes. Während diesem bislang ein eher (re-)integrativer Impetus inhärent war, wäre nach Butler eine semantische Verschiebung von Nöten, welche statt eines reinen Wiedereingliederungsauftrages ‚nicht-normaler‘ Subjekte nun die Entkräftung der „benachteiligende[n] Wirkmächtigkeit jener dieses ‚Anders-Sein‘ konstituierenden Differenzkategorien“ (Heite 2011, S. 49) zum Ziel hat. Es geht im Zuge dieses ‚neuen‘ Begriffs von Normalisierung also um eine ‚Entprekarisierung‘ von Andersheit „im Sinne der Nichtbewertung von unterschiedlichsten Formen der Lebensgestaltung“ (ebd.). Auf diese Weise könnte einer Reifikation und Manifestierung bisheriger Anerkennungskategorien als scheinbare Ontologien wirksam, sprich subversiv, entgegengewirkt und der Bereich des anerkenntbar Menschlichen so leichter zugänglich gemacht werden (vgl. Butler 1991, S. 59 ff.).

Gerade hierin liegt zum anderen außerdem die Chance Sozialer Arbeit, Subjekten eine – wenn auch begrenzte – so zumindest jedoch *echte* (da nicht bloß rhetorische) Handlungsfähigkeit innerhalb der gesellschaftlichen Strukturen zu ermöglichen (vgl. ebd., S. 213): Indem nämlich gezeigt werden kann, dass jene Kategorien dessen, was als derzeit anerkenntbar intelligibel gilt, gesellschaftlich konstruiert und deshalb *veränderbar* und *instabil* sind, eröffnet

sich sodann die Möglichkeit, ihnen zu widersprechen und deren Bedeutungen neu auszuhandeln (vgl. ebd., S. 61 sowie S. 209). So sollte es sich die Soziale Arbeit zum Ziel machen, für gerechtere Lebensbedingungen und anerkennungsbezogene Umverteilungsmaßnahmen einzustehen, um ihren ‚AdressatInnen‘ die Einnahme „anerkenntbare[r] Subjektpositionen“ (Plößer 2013, S. 212) entlang der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung ermöglichen zu können (vgl. ebd. sowie Butler 1991, S. 218). Im direkten Kontakt mit diesen soll also gerade nicht deren Responsibilisierung oder sozialintegrative Anpassung, sondern vielmehr deren machtkritische Aufklärung und Ermächtigung angestrebt werden (vgl. Plößer 2013, S. 213). Insofern die Soziale Arbeit hierbei als advokatorische Interessenvertretung auf *gesellschaftlicher Ebene* gefragt ist, wird überdies eine Form der Repräsentation notwendig, die – um erneute, machtvolle Anrufungen und damit einhergehende Differenzierungspraktiken weitestgehend zu vermeiden – mit den Begriffen der zu vertretenden Subjekte arbeitet bzw. gänzlich auf abschließende Definitionen verzichtet (vgl. ebd., S. 211 sowie Mecheril/Plößer 2012, S. 125 und Heite 2011, S. 50; siehe auch Kapitel 2.3/Syntheseversuch I). Auf diese Weise kann der ‚ethische Spalt‘, der die Soziale Arbeit in ihrer Tätigkeit ‚zwischen Individuum und Gesellschaft‘ in auftragsbezogene Ambivalenzen führt, wenn auch nicht gänzlich aufgelöst, so doch zumindest partiell geschmälert werden (vgl. Heite 2011, S. 50 sowie Plößer 2013, S. 209 ff.). Dies gewährleistet eine kritische Anerkennungspraxis, die sich ihrer machtvollen Position gewahr sowie außerdem dazu imstande ist, über einen subjektorientierten Fokus hinaus einen „struktur-, macht- und statussensiblen Feldbezug“ (Heite 2011, S. 51) zu setzen.

So zeigt sich: Eine Übernahme von Butlers Anerkennungskonzept in die Soziale Arbeit stellt sich als ebenso machbare Herausforderung dar, ist allerdings im Vergleich zu den beiden vorherigen Syntheseversuchen mit einem erheblich höheren Aufwand verbunden. Wird mit diesen theoretischen Hürden jedoch aufmerksam und (selbst-)kritisch verfahren, und dies ist im Zuge der Vermeidung einer inkonsequenten und unvollständigen Übernahme ihres Konzepts unbedingt erforderlich, ist diese Herausforderung durchaus zu bewältigen und stellt mit Blick auf eine kritische(re) Praxis eine aussichtsreiche theoretische wie praktische Erweiterung dar.

5. Fazit und Ausblick: Die Integration von Butlers (Geschlechter-)Theorie - eine unauflösbare Aporie oder machbare Herausforderung?

Dass eine Integration von Butlers kritischer (Geschlechter-)Theorie in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit grundsätzlich möglich ist, konnte anhand der drei vollzogenen Synthesversuche aufgezeigt werden. Aber wie und d.h. *unter welchen Bedingungen* dies tatsächlich machbar ist, soll im Folgenden noch einmal kurz zusammenfassend dargelegt sowie auf die hierbei unumgänglichen konzeptuellen ‚Umbauten‘ und Reformulierungen aufmerksam gemacht werden. Zu diesem Zweck werden die Ergebnisse der drei Konzeptsynthesen zunächst separat aufgeführt, um im Anschluss daran einen kritischen Ausblick auf die Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zu werfen.

Ergebnisse des Synthesversuchs I:

Mit Hilfe von Butlers Konzept des postsouveränen, diskursiv hervorgebrachten Subjekts vermag es die Soziale Arbeit nicht nur, kritische Fragen an gesellschaftliche Normierungsprozesse und damit verbundene Anrufungspraktiken zu stellen, sondern ebenso die *eigene*, unweigerliche Verwicklung in diese Diskurse zu erkennen (vgl. Plößer 2013, S. 207 f.). Im Hilfeprozess ist es ihr damit außerdem möglich, einen erweiterten Fokus auf ihren Auftragsgegenstand legen können, da sie nicht erst bei der problematischen bzw. problematisierten Lebenslage des Subjekts ansetzt, sondern bereits bei den dies *verursachenden*, dem Subjekt also explizit *vorgängigen* gesellschaftlichen Normen (vgl. ebd., S. 207). Indem mit Butler also z.B. gezeigt werden kann, wie und entlang welcher gesellschaftlichen Richtwerte Subjekte als eindeutig vergeschlechtlichte Individuen angerufen und hervorgebracht werden, kann dieser vermeintlichen ‚geschlechtlichen Wahrheit‘ ihre ontologische Wirkmacht entzogen werden (vgl. Butler 1997, S. 29 sowie Butler 1991, S. 37 ff.). Dies führt einerseits zu einem Abschied vom traditionellen Subjektkonzept der Sozialen Arbeit, in welchem dieses als ein zwar gesellschaftlich eingebettetes, aber dennoch als wesentlich selbstbestimmungsfähiges und diesen Strukturen gerade nicht unterworfenenes oder nachgelagertes Subjekt gedacht wird (vgl. Scherr 1997, S. 49 und S. 57 f.). Andererseits kann dieser Paradigmenwechsel sowohl in der Sozialen Arbeit als auch gesamtgesellschaftlich dazu beitragen, die unumgängliche, gleichzeitig aber beeinflussbare Bezeichnungspraxis gesellschaftlicher Diskurse aufzubrechen und so weniger einschränkend zu gestalten (vgl. Plößer 2013, S. 210).

Ergebnisse des Synthesversuchs II:

Eng mit den obigen Ausführungen verknüpft, kann Butlers kritisches Identitätskonzept weitere Anstöße zu einem machtsensiblen Vorgehen (in) der Sozialen Arbeit geben: Hierin entlarvt sie die vermeintlich subjektiven Identitätskonstruktionen als gesellschaftliche Regulati-

onsmechanismen, welche die Lebensweisen jener Subjekte entlang Intelligibilität verleihender Normen effektiv zu steuern vermögen (vgl. Butler 1991, S. 38 f. und S. 212). Dieser einschränkenden Bezeichnungspraxis kann mit Butler im Zuge subversiver Praktiken entgegen gewirkt werden, indem die bisherigen Identitätskategorien (parodistisch) in Frage gestellt, deren „performative[r] Status des Natürlichen ... enthüllt“ (ebd., S. 214) und deren Bedeutungen schließlich zugunsten einer größeren identitätsbezogenen Vielfalt erweitert werden können (vgl. ebd., S. 217 sowie Butler 1997, S. 21). Um allerdings nicht weiterhin selbst solchen problematischen Ein- und Ausschlüssen bestimmter Identitäten zu verfallen, muss die Soziale Arbeit ebenso die eigenen Definitionen kritisch überdenken (vgl. Butler 1991, S. 20 f.): Diese legen oftmals bereits schon vor der Hilfeintervention fest, wer in die Kategorie „AdressatIn‘ Sozialer Arbeit‘ fällt und wer nicht (vgl. Plößer 2013, S. 208). So kann mit Hilfe von Butlers Theorie eine Distanzierung von abschließenden Identitätsdefinitionen erreicht werden, welche diese im Zuge deren begrifflicher Weithaltung als eine grundlegend heterogene, offene und *veränderbare* Größe begreift (vgl. Mecheril/Plößer 2012, S. 125 sowie Butler 1991, S. 35). Dies kann in der Folge zu einer Vervielfältigung von Identität sowie schließlich zu einer Lockerung jener bis dato begrenzenden Normen der Intelligibilität führen (vgl. ebd., S. 216 ff.).

Ergebnisse des Syntheseversuchs III:

Judith Butlers Anerkennungskonzept ermöglicht es der Sozialen Arbeit schließlich, Anerkennung nicht nur als erstrebenswertes Ziel in der Arbeit mit ihren ‚AdressatInnen‘ zu begreifen, sondern diese ebenso in ihrer unterwerfenden und differenzierenden Wirkmacht zu enthüllen (vgl. Heite 2011, S. 51): Die Norm der Anerkennung vermag es nämlich, die zunächst bloß unterschiedlichen Lebensweisen von Subjekten in anerkennbare (= ‚gute‘) und nicht-anerkennbare (= ‚schlechte‘) Arten des Seins und der Lebensführung einzuteilen und diese somit *bewertbar* zu machen (vgl. Butler 2009, S. 10 f.). Die dabei errichteten ‚sozialen Grenzen‘ unterscheiden schließlich zwischen denjenigen Subjekten, die sich als anerkennbar menschliche Subjekte *qualifizieren* können, und jenen, die die dahinterliegenden gesellschaftlichen Ansprüche nicht zu erfüllen vermögen (vgl. ebd. sowie Butler 1997, S. 23 und S. 30). Diese ‚sozialen Grenzen‘ gilt es in der sozialarbeiterischen Praxis aufzulösen und für jene Subjekte, die von der gesellschaftlichen Anerkennung bisher ausgeschlossen blieben, integrativere Möglichkeiten sowie einen leichteren Zugang zu „anerkennbare[n] Subjektpositionen“ (Plößer 2013, S. 212) zu schaffen (vgl. Butler 2009, S. 13). Hierfür muss es sich die Soziale Arbeit (außerdem) zur Aufgabe machen, zu einer Normalisierung im Sinne einer ‚Ent-Prekarisierung‘ von Andersheit beizutragen, um jene als ‚anders‘ markierten Subjektivierungs- und Lebensweisen aus ihrer gesellschaftlich be- und entwerteten Position herauszuheben (vgl. Heite 2011, S. 49 f.). Es geht also weniger um eine „anerkennende Reproduktion von Differenzen [wie dies im Zuge sozialintegrativer Interventionen bislang angestrebt wurde

– M.S.], sondern ... [um] deren Dekonstruktion und die Aufhebung der fraglichen Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse“ (ebd., S. 50). Mit einer solch kritischen Hinterfragung und subversiven Unterwanderung der gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnisse kann schließlich der Kreis dessen, was als anerkenntbar menschlich gilt, enorm erweitert sowie eine realistische Handlungsfähigkeit *innerhalb* der gegebenen Verhältnisse erreicht werden (vgl. Butler 2009, S. 12 f. sowie Butler 1991, S. 216 ff.).

Fazit und Ausblick:

Für eine Integration von Butlers kritischer (Geschlechter-)Theorie in den Diskurs und die Praxis der Sozialen Arbeit sind augenscheinlich viele aufwendige theoretische Veränderungen notwendig, welche jedoch nicht unmöglich, sondern mittels einer wachsam und (selbst-)kritischen Durchführung durchaus realistisch sind. Werden die obigen Aspekte bei der Durchführung bedacht, kann einer naiven, unvollständigen und damit lediglich *semantischen* Übernahme von Butlers Theorie, bei der jene dargestellten Theorieprobleme und Divergenzen unaufgelöst blieben, effektiv entgegengewirkt und stattdessen deren innovatives theoretisches Potential voll ausgeschöpft werden. Die Soziale Arbeit bekäme mit Butler somit eine gesellschafts- und machtkritische Theorie an die Hand, vermittels welcher sie dazu in der Lage wäre, soziale Problemlagen sowohl auf der Subjektebene, als auch vermehrt auf gesellschaftlicher Ebene nicht nur zu analysieren und zu hinterfragen, sondern auch zu *bearbeiten* (vgl. Heite 2011, S. 49 ff.). Der hiermit erweiterte Blick für die im Hintergrund greifenden gesellschaftlichen Normen und Zugzwänge sozialer Anerkennung kann also fernab unzureichender, affirmativer Umdeutungen *wirksam* Etikettierungen aufdecken und deren Ausschlussmechanismen entgegenwirken (vgl. ebd. sowie Böhnisch/Schröer 2013, S. 55): Im Zuge einer kritische(re)n Praxis Sozialer Arbeit stünde dann künftig nicht mehr eine mikroperspektivische Reintegration der Subjekte in die *gegebenen* Verhältnisse im Zentrum, sondern deren Destabilisierung, Öffnung und *Neustrukturierung* (vgl. Jungblut 2002, S. 73 sowie Butler 1991, S. 216 f.). So können die gegenwärtigen normativen Strukturen, welche das Subjekt, dessen Identität sowie die Anerkennung beider entlang von Essentialisierung, Naturalisierung und Verwerfung konstituieren, gerade *ob ihrer Veränderbarkeit* fortan integrativer gestaltet werden (vgl. Mecheril/Plöcker 2012, S. 126 sowie Butler 2009, S. 13 und Butler 1997, S. 23 und S. 29 f.).

Um also mit Butler zu schließen:

Am wichtigsten ist ein Ende der Praxis, für alle Menschenleben zum Gesetz zu machen, was nur für einige lebbar ist, und ebenso wichtig ist ein Verzicht darauf, allen Menschenleben etwas vorzuschreiben, was für einige nicht lebbar ist. (...) Die Kritik an den Geschlechternormen muss im Kontext der Menschenleben situiert werden, so wie diese Leben gelebt werden, und sie muss von der Frage geleitet sein, was die Möglichkeiten, ein lebenswertes Leben zu führen, maximiert und was die Möglichkeit eines unerträglichen Lebens ... minimiert (Butler 2009, S. 20).

Literaturverzeichnis

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, Manfred; Beck, Anja (2014): Die Quadriga postmoderner Beliebigkeit und ihre Folgen für Wirtschaft und Gesellschaft. Eine empirische Studie zur Entwicklung und Steuerung von Individualisierung, Fragmentierung, Temporalisierung und Ästhetisierung. München und Mering: Rainer Hampp.
- Bitzan, Maria (2008): Geschlecht und sozialer Ausschluss. Vom Ausschluss durch Einschließen. In: Anhorn, Roland; Bettinger, Frank; Stehr, Johannes (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. 2., überarb. u. erw. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 237-256.
- Böhnisch, Lothar (1993): Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters. Eine Einführung. 2. Aufl., Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (1998): Der andere Blick auf die Geschichte. Jugendarbeit als Ort der Identitätsfindung und der jugendgemäßen Suche nach sozialer Integration. In: Böhnisch, Lothar; Rudolph, Martin; Wolf, Barbara (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort. Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt. Weinheim und München: Juventa, S. 19-37.
- Böhnisch, Lothar (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 5., überarb. Aufl., Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2016): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Böhnisch, Lothar; Schröer, Wolfgang (2013): Soziale Arbeit – eine problemorientierte Einführung. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Bublitz, Hannelore (2005): Judith Butler zur Einführung. 2., erg. Aufl., Hamburg: Junius.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann und Martin Stempfhuber. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith; Athanasiou, Athena (2014): Die Macht der Enteigneten. Das Performative im Politischen. Aus dem Englischen von Thomas Atzert. Zürich und Berlin: diaphanes.

- Ehlert, Gudrun; Funk, Heide; Stecklina, Gerd (2011): Warum ein Wörterbuch zu Sozialer Arbeit und Geschlecht? In: Ehlert, Gudrun; Funk, Heide; Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa, S. 11-16.
- Geipel, Karen; Mecheril, Paul (2014): Postsouveräne Subjektivität als Bildungsziel? Skeptische Anmerkungen. In: Kleiner, Bettina; Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich, S. 35-54.
- Gerrig, Richard J. (2015): Psychologie. Aus dem Amerikanischen von Andreas Klatt. Deutsche Bearbeitung von Tobias Dörfler und Jeanette Roos. 20., akt. Aufl., Hallbergmoos: Pearson.
- Göppel, Rolf (2005): Das Jugendalter. Entwicklungsaufgaben – Entwicklungskrisen – Bewältigungsformen. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Graßhoff, Gunther (2013): Adressaten, Nutzer, Agency – Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit. In: Graßhoff, Gunther (Hrsg.): Adressaten, Nutzer, Agency – Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-15.
- Graßhoff, Gunther (2015): Adressatinnen und Adressaten der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Heite, Catrin (2011): Anerkennung. In: Otto, Hans-Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 4., völlig neu bearb. Aufl., München und Basel: Ernst Reinhardt, S. 48-56.
- Holland-Cunz, Barbara (2011): Anerkennung. In: Ehlert, Gudrun; Funk, Heide; Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa, S. 35-37.
- Honneth, Axel (2012): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Mit einem neuen Nachwort. 7. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jungblut, Hans-Joachim (2002): Sozialpädagogik als „gerechte Praxis“ und „Hilfe bei der Bewältigung von Sozialisationsaufgaben im Lebenslauf“ – Der Versuch, Honneths „Kampf um Anerkennung“ und Böhnischs „Biographische Lebensbewältigung“ für Soziale Arbeit fruchtbar zu machen. In: Sauerwald, Gregor; Bauer, Brigitte; Kluge, Sven (Hrsg.): Kampf um Anerkennung. Zur Grundlegung von Sozialer Arbeit als Anerkennungsarbeit. Münster, New York, München und Berlin: Waxmann, S. 73-86.
- Jungwirth, Ingrid (2007): Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman. Bielefeld: transcript.

- Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7-16.
- Keupp, Heiner et al. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Keupp, Heiner (2011): Individuum / Identität. In: Otto, Hans-Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 4., völlig neu bearb. Aufl., München und Basel: Ernst Reinhardt, S. 633-641.
- King, Vera (2011): Identität. In: Ehlert, Gudrun; Funk, Heide; Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa, S. 207-210.
- Kleve, Heiko (2007): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Koller, Hans-Christoph (2014): Zur Bedeutung von Butlers Subjekttheorie für die Erforschung biographischer Bildungsprozesse. In: Kleiner, Bettina; Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich, S. 21-33.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer.
- Mecheril, Paul; Plößer, Melanie (2012): Iteration und Melancholie. Identität als Mangel(ver)waltung. In: Ricken, Norbert; Balzer, Nicole (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 125-148.
- Plößer, Melanie (2013): Die Macht der (Geschlechter-)Norm. Überlegungen zur Bedeutung von Judith Butlers dekonstruktiver Gendertheorie für die Soziale Arbeit. In: Sabla, Kim-Patrick; Plößer, Melanie (Hrsg.): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich, S. 199-216.
- Plößer, Melanie; Sabla, Kim-Patrick (2013): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Eine Einführung. In: Sabla, Kim-Patrick; Plößer, Melanie (Hrsg.): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich, S. 7-20.
- Rath, Norbert (2002): Verweigerte Anerkennung und ihre Folgen. In: Sauerwald, Gregor; Bauer, Brigitte; Kluge, Sven (Hrsg.): Kampf um Anerkennung. Zur Grundlegung von So-

zialer Arbeit als Anerkennungsarbeit. Münster, New York, München und Berlin: Waxmann, S. 43-65.

- Reckwitz, Andreas (2012): Subjekt. 3., unveränd. Aufl., Bielefeld: transcript.
- Riegler, Anna (2016): Anerkennende Beziehung in der Sozialen Arbeit. Ein Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Rose, Lotte (2011): Dekonstruktivismus. In: Ehlert, Gudrun; Funk, Heide; Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa, S. 83-84.
- Sauerwald, Gregor (2002): Kampf um Anerkennung (A. Honneth). Soziale Arbeit als Anerkennungsarbeit. Zur Utopie einer anständigen Gesellschaft (A. Margalit). In: Sauerwald, Gregor; Bauer, Brigitte; Kluge, Sven (Hrsg.): Kampf um Anerkennung. Zur Grundlegung von Sozialer Arbeit als Anerkennungsarbeit. Münster, New York, München und Berlin: Waxmann, S. 31-41.
- Scherr, Albert (1997): Subjektorientierte Jugendarbeit. Eine Einführung in die Grundlagen emanzipatorischer Jugendpädagogik. Weinheim und München: Juventa.
- Scherr, Albert (2009): Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien. 9., erw. u. umf. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scherr, Albert (2013): Agency – ein Theorie- und Forschungsprogramm für die Soziale Arbeit? In: Graßhoff, Gunther (Hrsg.): Adressaten, Nutzer, Agency – Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 229-242.
- Schütte-Bäumner, Christian (2007): Que(e)r durch die Soziale Arbeit. Professionelle Praxis in den AIDS-Hilfen. Bielefeld: transcript.
- Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld: transcript.
- Thiersch, Hans (2013): AdressatInnen der Sozialen Arbeit. In: Graßhoff, Gunther (Hrsg.): Adressaten, Nutzer, Agency – Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 17-32.
- Villa, Paula-Irene (2008): (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker, Ruth et al. (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2. erw. u. akt. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 146-158.
- Winkler, Michael (1988): Eine Theorie der Sozialpädagogik. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Zander, Margherita; Hartwig, Luise; Jansen, Irma (2006): Einleitung. In: Zander, Margherita; Hartwig, Luise; Jansen, Irma (Hrsg.): Geschlecht Nebensache? Zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7-16.